



Friedrich Fritz

Sommerverschwörung

Die wahre Geschichte über den Juliputsch 1934

plattform
HISTORIA

Sommerverschwörung

Die wahre Geschichte über den Juliputsch 1934

platt✕form
HISTORIA

Herausgegeben von Peter Diem

Friedrich Fritz

Sommerverschwörung

Die wahre Geschichte
über den Juliputsch 1934

Ein erzählerischer Bericht

Mit einem Nachwort von Ernst Bruckmüller
und einem Nachruf von Michael Mitterauer

Herausgegeben von Peter Diem

2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Fotos: Bildarchiv Austria, Österreichische Nationalbibliothek.

Wir danken Herrn Dr. Hans Petschar,
Direktor, Bildarchiv und Grafiksammlung, für seine
freundliche Beratung.

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Mag. Eva Saibel
Cover: Prof. Dr. Peter Diem

ISBN: 978-3-9504500-8-8

Juni 2020

platt✿form
HISTORIA

erscheint im

platt✿form

Johannes Martinek Verlag
A-2380 Perchtoldsdorf,
Herzogbergstraße 210
www.plattform-martinek.at

ZUM BUCH

„Ich hatte viele Jahre Kontakt zu Friedrich Fritz und habe ihn als einen sprachlich und inhaltlich sehr präzisen Formulierer kennengelernt. Seine Schilderung der Ereignisse des Juli 1934 halte ich für eine absolut authentische Wiedergabe von Fakten, größtenteils gewonnen in persönlichen Gesprächen mit am Putsch Beteiligten.“

Univ.-Prof. Dr.Dr.hc. Michael Mitterauer

„Der packende, auf Augenzeugenaussagen beruhende Bericht über den Juliputsch 1934 von Friedrich Fritz setzt die Reihe von Texten über österreichische Patrioten fort:
Daim, Jurasek, Zessner...“

Prof. Dr. Peter Diem
Herausgeber

Juni 2020

Der Anblick bleibt unvergessen – ob beim ersten Mal oder ob er sich jeden Tag aufs Neue wiederholt. Knapp hinter Kahlenbergerdorf sieht man zum ersten Mal die herrlich-grünen Kuppeln und die zwei bleistiftartigen neugotischen Türme auftauchen. Auf gleicher Höhe, doch davorgesetzt wie ein riesiger, aber ein wenig missratener Bruder, steht die große Pionierkaserne. Sie kann mit der herrlichen Stiftsarchitektur nicht konkurrieren; sie wirkt bloß durch ihre Masse. Auf dieser beherrschenden Anhöhe liegt auch der Kern der Stadt mit dem Sitz der Stadtverwaltung, angelehnt an den Buchberg, dessen Aussehen sich seit den Tagen des frühen 16. Jahrhunderts, als Rueland Frueauf seinen Bilderzyklus über den hl. Leopold malte, kaum verändert hat.

Nicht nur die burgenartigen Gebäude, die der Stadt den Namen gaben, sondern auch der Donaustrom beherrschen das Bild. Zwischen dem breiten Hauptstrom mit seinem schön geschwungenen Damm, der erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Donauregulierung entstanden ist und dem künstlich angelegten Kanal, den man den „Durchstich“ nennt und der nahe der Stadt vorbeifließt, zieht sich ein breiter Austreifen, ein wunderbares Stück neuer Natur, von dem niemand glauben würde, dass er erst jüngeren Ursprungs ist und dem Konzept, die verschiedenen kleineren Ströme zu vereinigen und weiter weg von der eigentlichen Stadt zu verlegen, sein Entstehen verdankt.

Aber so ganz ließen sich die alten Gewässer nicht ableiten; noch vor dem Damm zogen sich riesigen Teichen gleich Wasserflächen hin und dort, wo jene Fläche zwischen Damm und Auwald am breitesten war, hatte man um die Jahrhundertwende ein Badegelände geschaffen – das Strandbad. Noch vor dem Weltkrieg und dann in den zwanziger

Jahren hatte dieses Bad einen gewaltigen Aufschwung zu verzeichnen gehabt. Es entsprach der Zeit, den Schwimm – und Rudersport zu betreiben, man wollte sich vor allem ertüchtigen, denn nur der körperlich gestählte und erprobte Mensch war auch wirklich gesund und zählte, weil er einsetzbar war. Die Zeitströmung förderte den Sport und der Sport bildete seinerseits eine wichtige Säule im Staat und - in der Politik.

Das Heer war klein und durfte nicht größer werden, ganz abgesehen davon, dass die Republik überall sparen musste. Aber das änderte nichts an der Tatsache, dass nach einer kurzen pazifistischen Phase nach dem Ende des Weltkriegs („Nie – wieder – Krieg“) sich alles wieder auf irgendeine Weise zu militarisieren begann. Das hatte nicht mehr aufgehört. Da gab es den Heimatschutz oder die Heimwehr und als Gegenpol den sozialdemokratischen Schutzbund. Der Kampf zwischen Regierung und dem Schutzbund hatte im Februar 1934 innerhalb weniger Tage seine Entscheidung gefunden, aber trotz des Sieges der Staatsgewalt war die Lage im Land labil geblieben, denn da gab es schon eine dritte und stets anwachsende Kraft in Gestalt der Nationalsozialisten, die seit Hitlers Machtergreifung im Jänner 1933 von jenseits der Grenzen starke Unterstützung erhielt. Das Verbot der Partei war wenig nützlich.. Auch sie organisierten sich militärisch und zogen langsam, aber sicher Teile des Heimatschutzes zu sich hinüber.

Sportlich organisiert waren sie alle; es gehörte nun einmal dazu, auch wenn die roten und die braunen Sportvereinigungen offiziell aufgelöst worden waren, tauchten sie unter anderen Namen und in einer anderen Form bald wieder auf; das galt vor allem für die nationalsozialistische Seite.

Aber wenn man im Sommer 1934 auf das Strandbad blickte, war alles friedlich, sogar mondän. Wer zur Gesellschaft gehören wollte, zeigte sich dort. Das Baderestaurant war stets voll, vor allem an Samstagen und Sonntagen und das trotz der angespannten wirtschaftlichen Lage. Und es gab eine ganze, fast exklusiv zu nennende Kolonie von recht großzügig ausgestatteten Wochenendhäusern, bei denen man nur an den Betonpfosten unter den Häusern merkte, dass das Hochwasser nicht so ganz gebannt war und unter Umständen diese Siedlung wieder einmal heimsuchen könnte. Doch man lebte in diesen Häusern oder sogar Badevillen recht vornehm. Das gewöhnliche Volk musste sich entweder Umkleidekabinen nehmen, vor allem, wenn man sich mit der ganzen Familie ins Bad begab. Einzelpersonen nahmen sich ein so genanntes „Kästchen“ – selbstverständlich getrennt nach Geschlechtern – zur Aufbewahrung ihrer wenigen Sachen und zum Umziehen. Kabinen und Kästchen erstreckten sich in langen barackenförmigen Holzbauten. Als eine Art Sonderlösung fungierten größere Hütten der verschiedenen Sportvereine, in denen ihre Mitglieder sich umkleiden und mit etwas mehr Komfort aufhalten konnten und wo auch Veranstaltungen oder Sitzungen stattfanden. Vor allem die Rudervereine bevorzugten solche großräumigen Lösungen, denn da ließ sich auch das Sportgerät lagern und man war – der Rudersport war als Mannschaftssport immer ein wenig exklusiv – unter sich.

Das Klosterneuburger Strandbad gehörte aber nur zu einem geringen Teil den Klosterneuburgern. Die Masse der Besucher bildeten die sonnenhungrigen Wiener, die gerne die längere Anfahrtszeit mit der Franz Josefs-Bahn in Kauf nahmen, weil das Klosterneuburger Bad keinesfalls so oft

und so schnell ausverkauft war wie die großen Wiener Bäder und weil es hier einfach größer und großzügiger war. Man konnte nach dem Überqueren des eigentlichen Badesees herrlich am anderen Ufer in der Sonne liegen und sich vom Damm aus auch in den Hauptstrom begeben, der sich zwar gemessen am Wasser des Strandbads eiskalt anfühlte und eine überaus starke Strömung besaß, die einen von den scharfkantigen Steinen des Damms davon riss, wenn man nicht aufpasste.



Man konnte aber auch mit gemieteten Booten, den breiteren Plätten oder den schlanken Zillen, die ganze Wasserfläche abfahren, an den Uferbüschen oder gar an der großen Insel, die offiziell auf den Plänen als Liegeinsel eingezeichnet war, die aber im Volksmund nur Liebesinsel genannt wurde, halten und sich ein wenig von der Masse der Leute absondern. An diesen Stellen war es nicht ratsam, am Abend oder auch nur am späten Nachmittag länger zu

verweilen, weil die eigentlichen Besitzer dieser Gegend, die Gelsen, hier ihr Regiment aufgerichtet hatten.

Es kamen also sehr viele Wiener und sie hatten nach dem Ausstieg am Weidlinger Bahnhof zusätzlich noch einen längeren Anmarschweg zu bewältigen, bis das Eingangstor zur Badeseligkeit endlich in Sicht kam. An manchen Sonntagabenden musste die Bahn sogar Sonderzüge führen, um die Badegäste aus Klosterneuburg oder noch weiter nördlich vom Strombad Kritzendorf nach Wien zurückzubringen. Baden war nun einmal das große und so gut wie unverzichtbare Sommervergnügen. Da mochten die Glocken des Stifts noch so laut an den Sonntagen über die Au ins Bad dringen – zu den Gottesdiensten konnten sie von dort niemanden holen.

Nicht ins Bad gingen dagegen die Familien der Klosterneuburger Weinhauer. Von den Weinmayers, Hengls, Grubers oder Fritz hatte keiner Lust oder Zeit dazu, denn Sonne hatte man unter der Woche mehr als genug und an den Sonntagen brauchte man die Ruhe für die anstrengende Arbeit der kommenden Woche.

Ein Industrieviertel gab es in Klosterneuburg nicht. Die kleinen Betriebe fielen kaum ins Gewicht und lagen an der Peripherie. So gab es auch keine schlagkräftige Arbeiterschaft am Ort. Die meisten Arbeiter fuhren jeden Tag nach Wien zu ihren Arbeitsplätzen, wenn sie nicht ohnehin durch die Wirtschaftskrise arbeitslos waren. Auch die Weinhauer steckten in einer Krise und so suchten sich viele jüngere Söhne ein zweites Standbein als Handwerker oder Arbeiter

und arbeiteten in den Weingärten nur noch nebenbei mit; generell war die Zahl der Weinbauer im Abnehmen begriffen.

Unter den Bürgern der Stadt waren viele höchst unzufrieden; und das nicht erst seit kurzem, sondern eigentlich schon nach dem verlorenen Weltkrieg. Sie hatten dafür mit dem Verlust von Wohlstand bezahlt und lebten nun in beschränkteren Verhältnissen, wenn auch nicht in drückender Armut. Doch besonders litten sie unter dem geringen Ansehen dieses Landes, mit dem die Siegermächte oder solche, die gerade noch rechtzeitig die Seite gewechselt hatten, machen konnten, was sie wollten und über das nun so kleine Land und seine große Vergangenheit die Nase rümpften. Man war doch einmal jemand gewesen und nun aber gar niemand und vom Wohlwollen der Großmächte abhängig. Immer hatte man in einem großen Reich gelebt und dann hatte man als eine Lösung und in überstürzter Eile Anschluss an den großen Nachbarn Deutschland gesucht. Doch das passte nicht in das Konzept der Sieger; so hat man sich dem Verbot gebeugt und war eben allein geblieben. Man hatte sich zum Teil wohl damit abgefunden. Nach der Ausschaltung des Parlaments im März 1933 hatte die Regierung alles Mögliche unternommen, ein neues Österreich-Bewusstsein aufzubauen. Doch viele waren dem nicht mehr gefolgt; sie blieben grollend abseits oder sie suchten nationalen Anschluss.

Klosterneuburg hatte eine große Anzahl dieser Unzufriedenen und aus ihnen bildeten sich Aktivisten. Sie stellten noch lange nicht die Mehrheit dar, aber sie verschafften sich Gewicht. Auch wenn alle NS-Partei-gliederungen verboten waren, *so war die Stadt nicht zu klein, so dass man alles*

*beobachten und kontrollieren konnte und scheinbar abseits
gelegen von den Zentren der großen Politik dahinlebte.*

Es konnte niemandem auffallen, dass der ehemalige NS-Landessoldatenführer und Bundesleiter des Deutschen Soldatenbundes Fridolin Glaß in dieser Stadt eine Deckadresse in der als vornehm geltenden Sachsengasse auf Nr. 4 hatte und dort als Gustav Linkert gemeldet war. Als Beruf stand Sportlehrer und als Geburtsort Reifnitz mit Geburtsdatum 1906 in seinen Papieren.

Sie trafen einander auf einer Lichtung in der Au in der Nähe des Strandbads; es war Dienstag, der 23. Juli 1934. Der deutsche Industrielle Weydenhammer, erst an jenem Tag aus München angekommen, hatte die Herren dringendst zu einer Besprechung gebeten, denn die Zeit wurde knapp. Man hatte zwar schon in München in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli das Vorhaben definitiv beschlossen, aber nun kam es darauf an, es umzusetzen und am 24. Juli war der letzte Ministerrat vor den Ferien; da war auch die letzte und beste Gelegenheit.

Die Offiziere und der Deutsche zogen es vor, nicht ins Bad hineinzugehen, sondern sich an dieser abgelegenen Stelle zu besprechen. Um diese Zeit würde niemand mehr hierherkommen. Man hatte außerdem fachkundig gerade diese Stelle gewählt, um keinesfalls überrascht zu werden und sich vorher noch genau umgesehen.

Oberstleutnant Adolf Sinzinger, Stabschef der 1. Brigade und Major Egert von der Dechiffrierabteilung des Bundesministeriums für Landesverteidigung hatten bereits an der Münchner Besprechung in der Wohnung des illegalen NS-Landesinspektors Theo Habicht, der seit Mai 1934 legal als Pressesprecher an der Deutschen Botschaft in Wien

fungierte, teilgenommen und waren voll informiert. Sinzinger, seit 1924 NS-Parteimitglied, hatte es außerordentlich geschickt verstanden, sich zu tarnen und war daher allen politischen Säuberungsaktionen entgangen. Als Stabsoffizier in einer verantwortungsvollen Funktion genoss er das Vertrauen der Regierung, und hielt sich selbstverständlich mit seinen Äußerungen zurück. Überlegenheit, Ruhe und Vorsicht zeichneten ihn aus, aber heute schien er ungeduldig zu sein. Genau wie Egert, der als Vertrauensmann der österreichischen SA-Führung auftrat, drängte er Weydenhammer, nun endlich loszuschlagen.

Weydenhammer war außerordentlich beruhigt, dass die österreichische SA von dem schweren Konflikt zwischen deutscher SS und SA, der mit der kompletten physischen Vernichtung der SA-Führung, allen voran ihres Stabschefs Ernst Röhm, geendet hatte, offensichtlich unberührt geblieben war. Sie würde mit allen ihren Kräften zur Verfügung stehen, hatte Egert in München versichert. Von dieser Seite würde also keine Gefahr drohen. Wie Sinzinger sprach er sich dagegen aus dagegen, die österreichischen Minister einzeln zu verhaften. Alles müsste mit einem einzigen Schlag entschieden werden. Man hatte es doch bei dem Aufstand des Schutzbundes im vergangenen Februar deutlich gesehen, dass die – zudem unkoordiniert ablaufenden – Einzelaktionen in eine definitive Niederlage geführt hätten. Die Regierung war damals handlungsfähig geblieben und hatte sofort die Initiative an sich gerissen. Dieses Mal müsste und würde es anders ablaufen. Diese Regierung wird mit Sicherheit keine Gelegenheit bekommen, noch Befehle zu geben. Sinzinger zog die Führung des Gesprächs an sich und fasste generalstabsmäßig zusammen:

Den Schlag gegen das Bundeskanzleramt mit der Verhaftung des Bundeskanzlers und aller Minister werden vereinbarungsgemäß nicht das Bundesheer, sondern die SS – Standarte 89 mit 150 Mann zu führen haben.

Die SS – Männer sollen sich am Nachmittag des 24. Juli (also bereits morgen) im Hof des Wiener Stadtkommandos in der Universitätsstraße sammeln und einkleiden. Sie erhalten Uniformen des Infanterieregiments Hoch – und Deutschmeister Nr. 4.

Sobald die SS-Standarte 89 zum Kanzleramt marschiert, wird er den Alarmbefehl für die 1. und 2. Brigade (ihr Kommando befindet sich im gleichen Haus) geben. Sie können sich darauf verlassen, dass er das befehlen kann.

Mit der Verhaftung des Bundeskanzlers Dollfuß und des Staatssekretärs für Landesverteidigung, General Zehner, sind die höchsten Befehlsstellen des Bundesheeres ausgefallen.

Den nach Zehner ranghöchsten General, Brandtner, haben wir mit dem Versprechen, die Nachfolge Zehners antreten zu können, auf unsere Seite gezogen. Er wird so handeln, wie wir es wollen.

Wir drei und alle übrigen Kameraden, die eingeweiht sind und mitmachen wollen, halten uns morgen ab 16 Uhr zur Verfügung.

Weydenhammer, einer der politischen Leiter – sein Vertreter ist Dr. Wächter – atmet auf. Mit solchen Männern und vor allem mit einer solchen Unterstützung durch

Offiziere des Heeres kann gar nichts mehr schief laufen. Er informiert die Herren, dass im Anschluss der militärische Leiter dieser Aktion, Fridolin Glaß, die Detailplanungen machen und die erforderlichen Befehle geben werde.

Die Offiziere bieten an, sich gegebenenfalls nach Mitternacht mit Glaß für eine weitere Besprechung zwecks Festlegung von Einzelheiten bereitzuhalten. Für die Fahrt zum Bundeskanzleramt würden 13 Lastkraftwagen bereitgestellt werden. Wie sie das machen, sei ihre Sache. Die Offiziere salutierten nicht; das wäre unpassend gewesen.

Die Festsetzung der Regierung ist ein Handstreich mit Mannschaft in Kompaniestärke. Das kann ruhig Glaß machen. Ob er auch dafür der richtige Mann ist? Sinzinger hat so seine Zweifel; natürlich kennt er Glaß und er war ja auch schließlich bei der Besprechung dabei. Da hatte es geheißt, der Landesinspekteur bestehe darauf, dass es so gemacht werde. Österreich ist eine Sache der Partei! Also wird sie auch diesen Überfall durchführen. Natürlich sind auch jede Menge ehemaliger Soldaten dabei; nicht umsonst heißt die SS-Standarte „89 Militärstandarte“. Sinzinger ist eigentlich froh, dass es keine Truppe des Bundesheeres macht; er muss sich selbst eingestehen, dass es unmöglich gewesen wäre, eine oder gar zwei Kompanien zusammenzubringen, die geschlossen aus Nationalsozialisten bestünden und dass eine Geheimhaltung einer solchen Aktion unmöglich gewesen wäre. Er hätte übrigens keinesfalls selbst das Kommando übernommen. Glaß und sein Haufen würden wahrscheinlich gar keine militärischen Fachleute dabei akzeptiert haben. Das weiß er ziemlich sicher. Er hätte sich bloßgestellt, wenn die Aktion – vielleicht – gescheitert wäre und er gedenkt, seine Doppelrolle weiterzuspielen, wenn etwas fehlschlagen sollte.

Die Partei hat Tradition mit solchen Handstreichern. Der Führer hatte im November 1923 die gesamte Regierung von Bayern überrumpelt.

Warum eigentlich keine hochkarätigen Offiziere des Bundesheeres mitmachen? Die Heeresführung ist ein typisches Produkt der Personalauswahl; da kann ja gar nichts anderes herauskommen. Und die meisten haben keine Schneid, mitzumachen, sind viel zu besorgt um ihre Stellung. Er weiß es ziemlich genau, dass er einer der ranghöchsten Offiziere in der Partei ist. Wenn es ein Erfolg wird, dann hat er einen großen Vorsprung in der Laufbahn. Von den alten Generälen könnten vielleicht einige sympathisieren, etwa Bardolff, der Theresienritter oder Krauss? Aber solche Männer kann man zu keinem Umsturz brauchen. Ludendorff ist bei der Feldherrnhalle 1923 auch bloß mitmarschiert.

Die österreichische Polizei hatte bei Hausdurchsuchungen Sprengstoff und Waffen gefunden und Verdächtige festgenommen; es wurden Anschläge verübt und Telefonzellen gesprengt. Nach Meldungen von Konfidenten an die Staatspolizei hätte bereits in der ersten Junihälfte ein Aufstand der österreichischen NS-Leute losschlagen sollen; doch es war nichts geschehen; kleinere Aktionen ja, immer wieder, aber sonst...? Wahrscheinlich sind die Nachrichtenleute irgendwelchen Falschmeldungen aufgesessen. Ende Juni gab es dann den SA-Putsch, aber das war eine rein innerdeutsche Angelegenheit gewesen, und in Österreich hatte man wenig Sympathie für Ernst Röhm, den Stabschef der SA gehabt. Über die Hintergründe der Beseitigung verlautete bei den europäischen Geheimdiensten, dass er mit

Frankreich geheime Verbindungen gehabt hätte oder dass sogar Restaurationspläne (Wittelsbach oder Hohenzollern) existiert hätten und dass damit in Zusammenhang auch jüdisches Großkapital im Spiel gewesen sein könnte. Jedenfalls hatten die Herren im Juni genug mit sich selbst zu tun gehabt.

Der Staatspolizei waren aber auch noch andere Informationen zugegangen: Zuständig für alle Aktionen in Österreich sei Rudolf Heß, der Stellvertreter des Führers sowie der bayrische Generalleutnant Epp; die Propaganda leite ein gewisser Weydemann aus dem Ruhrgebiet, angeblich ein früherer Kommunist. Es würde auch Verbindungen zwischen München und Budapest geben. Nach anderen Berichten aus geheimen Quellen wären an allem, was österreichische Angelegenheiten betreffe, keine parteipolitischen Funktionäre beteiligt, sondern man bevorzuge ein rein militärisches Vorgehen. Die Organisation werde von einer geheimen militärischen Zentralstelle in Oberösterreich geleitet und umfasse jeweils Einsatzgruppen von 30 Mann, die aus 10 Untergruppen zu je drei Mann bestünden. Die Führer solcher Einsatzgruppen seien durchwegs entlassene Unteroffiziere des Bundesheeres oder Akademiker; der Verbindungsmann in München heiße Bach und sei Major; aus Österreich sind die Namen Hauptmann Geister und Ing. Bichl bekannt.

Die Nachrichtendienste der Reichswehr und des Bundesheeres arbeiteten immer noch zusammen; das hatte bereits in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhundert seinen Anfang genommen, als Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich enge Verbündete geworden waren und hatte sich auch in der Zeit nach dem Zusammenbruch der beiden

Monarchien fortgesetzt. Die am 12. November 1918 gegründete neue Republik sah sich sogar als ein Teil des Deutschen Reiches und wo Abstimmungen darüber stattgefunden hatten, waren sie mit überwältigender Mehrheit dafür ausgegangen; aber die Siegermächte des Weltkriegs konnten es nicht dulden, dass das militärisch geschlagene Deutsch-land jetzt noch eine territoriale Vergrößerung bekommen könnte. Der Anschlussgedanke hielt sich noch lange. Ein nicht zu übersehendes Symbol stellten die Uniformen des Bundesheeres dar. Auf eine gewisse Entfernung ließen sich österreichische und deutsche Soldaten gar nicht unterscheiden. Erst nach Hitlers Macht-ergreifung im Jänner 1933 bekam das Bundesheer die alten kaiserlichen Fahnen und Standarten zurück und dann auch noch die alten Uniformen, so dass sie eben wieder wie Österreicher aussahen.

Nachrichtendienste haben im Allgemeinen ein Beharrungsvermögen, und der politische Kurswechsel hatte nicht so schnell seinen Niederschlag gefunden. Man hatte immer noch gemeinsame Gegner und das Verhältnis der Offiziere zueinander blieb bei kameradschaftlicher Verbundenheit aus dem Krieg. Von der Reichswehr kamen keine Hinweise; vielleicht hielt man sich dort zurück, weil Nazi-Terror-Aktionen außerhalb der Betrachtungsweise der Militärs lagen oder weil sie schlicht und einfach festgestellt hatten, dass Österreich ausschließlich eine Sache der Partei war.

Dem Bundeskanzler waren diese Informationen genauso wie die anonymen Drohungen von österreichischer NS-Seite in kurzgefasster Form vorgelegt worden; es waren nicht wenige und Dollfuß nahm sie meist nur selektiv zur

Kenntnis. Bereits Ende Juni hatte ein Mann namens Schaller von der illegalen SA-Führung der österreichischen Polizei genaue Informationen über Weydenhammer, Wächter und Glaß zukommen lassen; mit Beschreibungen und Fotos sowie mit ziemlich genauen Lebensläufen. Aber gerade diese Hinweise wurden nicht weiterverfolgt und verschwanden irgendwohin; ein richtiger Mann am richtigen Platz im Herzen des österreichischen Sicherheitsapparats hatte schnell geschaltet und diese Spur verwischt. Dieser Mann war längst nicht allein und hatte bis hoch hinauf schon Gesinnungsgenossen gefunden.

Weydenhammer wartete ab, bis die beiden Offiziere in Richtung Wien aufgebrochen waren. Nach seiner Einschätzung würde man sie an jenem Tag wahrscheinlich nicht mehr brauchen. Dann fuhr er in ein kleines Gasthaus nach Nußdorf und traf dort wie verabredet auf Fridolin Glaß, den Führer des morgigen Unternehmens sowie auf seinen Stellvertreter Dr. Wächter.

Weydenhammer berichtete, dass die Bundesheeroffiziere eindeutig davon abgeraten hätten, die Minister jeweils einzeln auszuschalten; das wäre zwar weitaus unauffälliger aber mit dem Risiko behaftet gewesen, den einen oder anderen Herrn nicht anzutreffen oder sich zu verspäten oder es war gar die Möglichkeit für eine Warnung gegeben. 150 Mann der SS-Standarte 89 in Bundesheeruniformen auf Heeres-Lastkraftwagen: die sicherste Sache! Es könnte gar nicht schief gehen.

Knapp und konzentriert gingen die drei Herren die Planungen durch:

*Gefangennahme der gesamten Regierung im
Bundeskanzleramt und Rücktrittserklärung des
Bundeskanzlers Dollfuß*

*Gleichzeitig Sturm auf das Rundfunkgebäude, von
dem aus laufend Meldungen durchgegeben werden
sollen. Die erste und wichtigste: Übernahme der
Regierung durch Dr. Anton Rintelen*

*Gefangennahme des Bundespräsidenten Wilhelm
Miklas an seinem Kärntner Urlaubsquartier durch ein
Kommando Nationalsozialisten*

Das waren die Hauptaktionen, wie sie in ihren Grundzügen schon seit den Besprechungen in Zürich am 25. Juni, in Breslau am 6. Juli und zuletzt in München in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli festgelegt worden waren.

Nach der gelungenen Aktion gegen das Bundeskanzleramt sollte das Wiener Telefon- und Telegrafenamts besetzt werden. Unter dem Stichwort „Preisschießen“ mit „Italienischer Nacht“ waren für das ganze Land geplant: Besetzung öffentlicher Gebäude wie die Sitze der Landesregierungen, der Rathäuser in größeren Städten, die Ausschaltung der Wehrverbände der Regierung und die Festnahme der systemtreuen Beamten und Funktionäre. Die NS-Anhänger in den Anhaltelagern würden selbstverständlich sofort befreit werden. Da würde sicher noch eine recht ansehnliche Menge zusammenkommen. Und dann würde es Aufmärsche der verbotenen Parteigliederungen SA, SS und Hitlerjugend geben und jede Menge an „spontanen Bewegungen“.

Oberste Voraussetzung war, dass die Hauptaktionen gelangen. Österreich war trotz seiner Bundesstruktur ein Zentralstaat; die Entscheidung musste in Wien fallen. Sie alle wissen mit großer Sicherheit durch die NS-Vertrauensleute in der Exekutive und im Bundesheer, dass diese beiden wichtigsten Kräfte nicht gegen die Nationalsozialisten eingreifen werden, denn sie gehorchen unbedingt den Befehlen und sie selbst werden in den entscheidenden Stunden an den richtigen Stellen diese Befehle geben oder geben lassen. Sie können sich nur schwer vorstellen, dass die offizielle bewaffnete Macht nicht den Befehlen gehorcht, dass Polizei und Truppe auseinanderbrechen und Teile womöglich gegen die neue Regierung eingreifen. Vor allem bei der Polizei gibt es verlässliche Männer, welche die Führung an sich reißen können und auch schon unter den einfachen Polizisten sind viele mit der Dollfuß-Regierung unzufrieden. Immer wieder erhält man wichtige Informationen, aber auch vom Bundesheer wird es Hilfe geben. Sinzinger ist der richtige Mann und über ihn wird morgen alles laufen.

Vor allem war wichtig, dass die SA voll und ganz mitmachte. Das war für das Gelingen der Schläge in den Bundesländern von erstrangiger Bedeutung. Aber man hatte seitens der SA-Führung zugestimmt und zugesagt; bei den vielen anderen Vorhaben würden schon auch noch genügend andere Parteigenossen und Mitläufer mithelfen; eine erfolgreiche und siegende Bewegung reißt immer noch Leute mit. Über den planmäßigen weiteren Umbau Österreichs wird man sich keine Gedanken machen; das wird sich schon von selbst ergeben. Landesinspekteur Habicht, der gelernte Lehrer, hatte sich dazu nicht geäußert, auch nicht, was mit dem abgesetzten Bundeskanzler und seinen Ministern geschehen soll. Über ihre Nachfolger kursieren Listen, aber

das hat sie vorerst gar nicht zu interessieren. Notfalls werden Parteigenossen aus dem Reich beratend zur Seite stehen. Es hatte sich dort in mehr als eineinhalb Jahren gezeigt, dass der Beamtenapparat weiterarbeitet, wenn man ihn entsprechend führt und wenn man ihm Gesetze an die Hand gibt.

Sie glauben, das wird alles schnell über die Bühne gehen; das ist vor allem in Hinblick auf die Reaktionen des Auslands wichtig. Italien ist wahrscheinlich eine harte Nuss, doch das ist nicht ihre Sache, sie sind keine Diplomaten, sondern Männer der Tat und des entschiedenen Handelns. Sollte es wirklich in Wien Probleme geben, dann muss man bewaffnete Parteiformationen in die Stadt hereinholen. Eigentlich glauben sie nicht daran. Ein Kampf in den Bundesländern würde schwierig werden.

Es ist höchste Zeit, Fridolin Glaß drängt; sie müssen nach Klosterneuburg, um mit den Unterführern der Hauptaktionen detaillierte Befehle auszuarbeiten.

Die Hütte des deutschnationalen Rudersportvereins im Klosterneuburger Strandbad ist groß und geräumig; sie steht in der Mitte eines kleinen Platzes und die Blocks mit den hölzernen Umkleidekabinen für die gewöhnlichen Tagesgäste halten sich in einem gehörigen Abstand von ihr. An diesem späten Abend des 23. Juli ist mit größter Sicherheit niemand dort zu finden, weil das Bad um diese Zeit längst geschlossen hat. Ganz anders verhält es sich mit der Sportstätte des Rudervereins; die Mitglieder besitzen Schlüssel und können das Bad jederzeit betreten und auch wieder verlassen und

aus sportlichen sowie organisatorischen Gründen gibt es auch eine Anzahl von Übernachtungsmöglichkeiten, wenn man spät mit dem Training aufgehört hat und früh am Morgen, wenn die beste Zeit dafür ist, gleich wieder loslegen will.

Es fällt also keineswegs auf, wenn sich dort mitten in der Nacht noch Leute aufhalten. Es ist ein sicherer Platz, denn niemand würde sich darum kümmern, wenn dort so etwas wie „Betrieb“ ist und notfalls kann man den Zugang auch sperren, falls es erforderlich sein sollte und Gelegenheit zum Abzug nach hinten finden.

Der 23. Juli zieht sich dahin; die vier Männer warten im Mitglieder-Versamlungsraum; es ist dumpf und schwül und die Luft riecht nach getrocknetem Holz, nach Teerpappe und vielleicht auch nach Sonnenöl. Man will aber die Fenster nicht öffnen; auch nicht wegen der vielen Gelsen.

Da sitzt Franz Holzweber, Brillenträger, straff gescheiteltes dunkles Haar, ein strenger Blick, ein ziemlich erwachsener Musterschüler, irgendwie eifrig und verbohr.

Otto Planetta neben ihm hat einen offenen, ja fröhlichen Blick und eine hohe Stirn; eine Brille würde keineswegs zu ihm passen.

Da ist Johann Domes, zweifellos ein schöner Mann mit ebenmäßigen Gesichtszügen und mit leicht nach hinten gewelltem Haar.

Gemeinsam ist diesen dreien, dass sie Unteroffiziere des Bundesheeres waren und dass man sie im Juni 1933 entlassen hat; gesäubert, wegen ihrer nationalsozialistischen

Gesinnung. Hass ist in ihren Herzen und Hirnen gegen diesen Staat und gegen dieses Regime, das so lächerlich ist.

Johannes Bauer passt gesinnungsmäßig zu hundert Prozent dazu, doch er kommt aus einem anderen Umfeld. Bauer hält sich ein wenig zurück; diese Unteroffiziere sind eine ganz eigene Clique, fast ein verschworener Verein, und zwar auch dann, wenn sie auf der anderen Seite stehen. Sie sind fest entschlossen, gegen diesen Staat die Waffe wieder in die Hand zu nehmen und zu handeln, entschlossen, etwas zu tun; das sind sie schon seit ihrer Entlassung und sie haben auch schon vorgearbeitet. Planetta und Domes sind bei der SS-Standarte 89, die zum großen Teil aus entlassenen Heeresangehörigen besteht. Planetta, der als seinen Beruf Handelsangestellter angibt, war aber schon seit 1929 NS-Parteimitglied; Holzweber gehört der NSDAP seit 1930 an, doch um eine Aufnahme in die SS hat er nicht angesucht. Er gilt hier als Anführer. Es hat seinem Ansehen übrigens nicht geschadet, dass ein großer Waffentransport aus Polen fehlgeschlagen ist. 30 Maschinengewehre und 100.000 Schuss Munition hätten die österreichischen Nationalsozialisten erhalten sollen. Der Waffenhändler Sajowitz hatte das Geschäft vermittelt und es heißt, dass die beiden Brüder von Domes, Offiziere in der polnischen Armee, ihre Hände mit im Spiel gehabt hätten. Holzweber hatte die Waffen in der Nähe von Warschau sogar schon eingeschossen, aber dann war der Transport geschnappt worden und ist in der Tschechoslowakei hängen geblieben.

Auch anderswo waren die Erfolge, an Waffen heranzukommen, bescheiden geblieben. An die wenigen Schutzbundleute, die wirklich etwas wussten, kam man kaum heran; sie wechselten ständig ihre Wohnungen und

hatten um sich herum jede Menge an Sicherheitsvorkehrungen getroffen, so dass es unendlich mühevoll war, mit ihnen überhaupt in Kontakt zu treten und dazu waren sie überaus misstrauisch und vermuteten überall Dollfuß-Spitzel.

Auch der Versuch, aus der Steyrer Waffenfabrik Gewehre oder Teile davon herauszuschmuggeln, hatte nicht viel gebracht.

Otto Planetta kann von sich sagen, dass er der längst gediente Soldat in dieser Runde ist. Er ist 1916 eingerückt, freiwillig sogar und hat noch des Kaisers Rock getragen, wenn man die traurigen Uniformen aus Brennesselstoff überhaupt so nennen konnte. 1916 hatte der Krieg nur mehr Menschen verschlungen; in der Regel dauerte damals das Leben eines „*Vojaken*“ (= Krieger, slawische Bezeichnung) nach der schnellen und überhasteten Ausbildung nur kurze qualvolle drei Monate; dann war er entweder gefallen oder so schwer invalid, dass er nicht mehr an die Front kam oder zumindest so schwer verwundet, dass er für längere Zeit ausfiel.

Doch Otto Planetta, der geborene Soldat, hatte auch das überlebt. Und er hat die Uniform seither nicht mehr ausgezogen, obwohl die Welt rund um ihn nur mehr pazifistisch war und man den Offizieren die Sterne herunterriss, wenn sie nach dem Zusammenbruch vom November 1918 in den Bahnhöfen der großen Städte angekommen waren. Er hatte nach 1918 kurz als Gendarm in Salzburg gedient und sich dann schnell für die Volkswehr gemeldet. Sie wurde nach 1920 „Bundesheer“ genannt, nachdem man die ärgsten revolutionären Elemente entfernt und wieder eine halbwegs normale Truppe aus ihr gemacht hatte, die den Befehlen ihrer Offiziere gehorchte und nicht erst den

Soldatenrat einberief, bevor überhaupt etwas unternommen wurde. Bis zu seinem unfreiwilligen Ausscheiden aus dem Bundesheer hatte es Planetta auf mehr als 17 Dienstjahre gebracht und war noch immer Unteroffizier mit der Charge eines Stabswachtmeisters. Dieses österreichische System war widersinnig, so etwas gab es nirgends! Irgendwann einmal musste man doch den untersten Offiziersdienstgrad erreichen können. So machte es auch die neue polnische Armee mit den in Österreich-Ungarn gedienten Unteroffizieren; von der Roten Armee gar nicht zu reden. Doch die Österreicher beharrten mit einer Sturheit sondergleichen auf der bestandenen Matura für die Offizierslaufbahn. Als ob Mathematik – vielleicht noch bei der Artillerie – und Latein oder sonst irgendein hochnotwichtiger Gegenstand einen für das Soldat Sein geeigneter werden ließ. Planetta war von Grund auf Soldat und beherrschte sein Handwerk, aber das wollte von denen da oben niemand verstehen. Man würde es ihnen schon zeigen! Wenn einmal in diesem Land alles anders sein würde, dann konnten, ja mussten, jene Männer Offiziere sein, die echte Soldaten waren und zupacken konnten. Da dachte er genauso wie Holzweber und Domes, die zwar nicht so lange dienten, aber es eben auch nur zum Unteroffizier gebracht hatten.

Aus solchem Holz würden künftig die Offiziere sein müssen; da bestand für die drei Entlassenen nicht der geringste Zweifel!

Franz Holzweber hatte nach seiner Schulzeit das Handwerk eines Elektrikers erlernt, aber bei der gigantischen Arbeitslosigkeit keine Stelle gefunden. Was für ein Glück und welche Protektion hatte er da gebraucht, um ins Bundesheer als Rekrut aufgenommen zu werden. Gab es doch nur ein

Berufsheer mit lang dienenden Soldaten und jede Stelle als einfacher Infanterist war hoch begehrt. Bedeutete das doch ein Dach über dem Kopf, ein höchst einfaches Essen – in Österreich hatten die Truppen immer nur sehr bescheiden gelebt und erst recht in der Zeit der Wirtschaftskrise und der gerade erst überstandenen Inflation – und ein recht geringer Sold – böswillige Menschen riefen den vorbeimarschierenden Soldaten höhnisch „Zehnkreuzer-Soldaten“ zu.

1926 hatte Holzweber den Fahneneid geleistet und nach einer gründlichen und langen Infanterieausbildung, man hatte ja genügend Zeit, um alles genauestens durchzuexerzieren, und nach einem neuerlichen Auswahlverfahren sowie einer weiteren Ausbildung die Charge eines Wirtschaftswachtmeisters erreicht. Das bedeutete aber keineswegs, dass Holzweber ein Mann hinter dem Schreibtisch gewesen wäre, der sich nur um seine Zahlenkolonnen und Verpflegslisten und um sonst nichts gekümmert hätte. Er war genauso mit Eifer aber auch mit Genauigkeit Soldat. Da musste einfach alles passen und stimmen und er kannte sich genauso mit allen Waffen aus, mit denen ein Soldat in einem Infanterieregiment zu tun bekam.

Planetta und Holzweber gehörten zu einem besonderen Regiment, zu einem berühmten, ja zum berühmtesten österreichischen Regiment überhaupt. Sie waren „Deutschmeister“, Angehörige des Infanterieregiments Nr. 4 „Hoch- und Deutschmeister“. Allein das Wort Meister bedeutete eine Heraushebung; es waren „meisterliche“ Infanteristen. Nicht mehr jeder wusste so genau, dass der Name vom Gründer dieses Regiments herrührte, der als Hoch- und Großmeister des Deutschen Ritterordens in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts diese Truppe im

bayrischen Donauwörth aufgestellt hatte. Man verkürzte den Namen und nannte das Regiment bald nur mehr „Hoch- und Deutschmeister“. Es war eine überaus traditionsreiche und tüchtige Truppe geworden und hatte seit 220 Jahren auf allen kaiserlichen Schlachtfeldern geblutet. Das hatten andere Regimenter natürlich auch, aber die Deutschmeister waren das „Wiener Hausregiment“; es ergänzte sich aus der Haupt- und Residenzstadt Wien und seiner näheren Umgebung. Selbst der kleine Franz Joseph, der spätere Kaiser, war als geborener Schönbrunner in die Regimentsliste aufgenommen worden und hatte beim militärischen Unterricht eine kleine Deutschmeisteruniform mit blauen Aufschlägen getragen. Blau war die Farbe des bayrischen Gründers gewesen und dabei blieb es über die Jahrhunderte. Man hieß sie des „Kaisers Edelknaben“ und das auch dann noch, als es keinen Kaiser mehr gab. Die k.u.k. Monarchie hatte anders als die meisten europäischen Armeen keine eigenen Garderegimenter gekannt; so konnte sich jedes Regiment als Garde fühlen, aber die Deutschmeister waren tatsächlich das Garderegiment schlechthin. Und auch noch im klein gewordenen Bundesheer sorgte der Ruf *„die Deutschmeister san do“* für Achtung auf dem Manöverfeld oder wo immer sie auftauchten. Berühmt war auch ihre Regimentsmusikkapelle. Neben dem Radetzkymarsch von Johann Strauß und dem Prinz Eugen-Marsch reihte sich als dritter populärer Marsch der von Wilhelm August Jurek komponierte Marsch

„Mir san vom k.u.k. Infanterieregiment Hoch- und Deutschmeister Numero 4“

würdig ein. Das fuhr den Wienern ins Gemüt und in die Beine. Das war Schwung und das waren eben die wienerischsten Soldaten, die es geben konnte.

Wie bei allen Truppen, die sich aus einer Großstadt rekrutierten, hatte es vor 1914 auch dunklere und unerfreulichere Seiten gegeben. Die sozialen Spannungen hatten eine schlechte Stimmung aufkommen lassen, die Soldaten aus den Arbeiterfamilien waren mit sozialdemokratischem Gedankengut in Berührung gekommen und als Wiener ließen sie sich nicht gerne etwas sagen. Öfters hatte es disziplinäre Schwierigkeiten gegeben, doch davon stand natürlich nichts in der Regimentsgeschichte und es wollten die Gerüchte niemals verstummen, dass beim ersten Gefecht an der russischen Front der Regimentskommandant Oberst Baron H. durch österreichische Kugeln gefallen war.

Spannungen und Rivalitäten hatte es auch in der Republik gegeben. Es war die unselige tiefe Kluft zwischen den Offizieren und Unteroffizieren und der Mannschaft. Es gab auch welche, die man neidlos anerkannte. Vor allem Weltkriegsoffiziere mit Verwundungen und hohen Auszeichnungen. Da war der Deutschmeister-Major Emil Fey, der dann in die Politik gegangen war, ein Mann mit dem Theresienkreuz, der höchsten Tapferkeitsauszeichnung der alten Monarchie. Wer so etwas besaß, hatte etwas auf dem Schlachtfeld geleistet. Das anerkannten alle Deutschmeister mit Freude und Stolz oder zumindest neidlos. Es war schon etwas besonders mit dem kleinen weißen Kreuz. Man erhielt es nicht wie andere Orden durch die Vorgesetzten, sondern man musste sich selbst darum bewerben und Zeugen für die eigene Heldentat anführen. Ein unabhängiges Gremium entschied dann über die Zuerkennung; damit war

Objektivität gegeben und missgünstige Vorgesetzte waren ausgeschaltet. Manches Mal ging man sogar so genau vor, dass man auch den Gegner befragte, was es auf sich hatte. Natürlich bekam man diesen Orden nicht, wie es aber im Ausland ständig hieß, wenn man etwas gegen den Befehl unternahm. Die Ordenssatzung drückte sich da klar aus. Es musste über den erhaltenen Befehl hinaus etwas getan worden sein.

Natürlich teilten Holzweber und Planetta nicht die politische Anschauung ihres Deutschmeisteroffiziers Fey, der sich auf die Seite der Schwarzen und Pfaffen der Dollfuß-Partei – der Teufel soll ihn und sie holen – geschlagen hatte und einer der wichtigsten Funktionäre dieser Regierung geworden war. Das waren die politisch unüberbrückbaren Gegensätze im Regiment: hier die Nationalen und dort die Dollfuß-Anhänger!

Nach dem März 1933, der Ausschaltung des Parlaments, hatte man den Text des Deutschmeistermarschs umgedichtet und die NS-Leute aber auch die Roten hatten dann gesungen:

*„Mir san vom Idiotenklub und laden herzlich ein, bei
uns ist jeder gern gesehn, nur teppert muss er sein.
Bei uns heißt die Parole: Sei blöd bis in den Tod!
Und wer am allerblödesten ist, wird Ober-Idiot“*

Und der Refrain klang dann fast noch ärger:

*„Mir san vom ka- und ka- katholischen
Jungfernverband mit dem himmelblauen Band und
der Kerzen in der Hand...“*

Holzweber und Planetta hatten frohe und glückliche Zeiten in diesem Regiment verlebt; umso größer war die Enttäuschung über den jähen Absturz. Sie vergaßen als echte Soldaten nichts und würden niemals vergessen, dass sie als Nationalsozialisten von gewissen Angebern denunziert worden waren. Aber sie wissen ja, wer das war und wenn die Abrechnung kommt, werden sie schauen, wie ihnen alles um die Ohren fliegt. Sie haben übrigens damals nicht alle erwischt. Einige hatten es gut verstanden, sich hinter den Pfaffen und der vaterländischen Maske zu tarnen. Sie wissen alle drei nicht, ob sie sich darüber freuen sollen oder nicht. Gerecht war es jedenfalls nicht; wenn, dann sollte es alle treffen. Aber im Sinne der Partei ist es ja doch besser, wenn die gewissen Kameraden weiter bleiben können. Sobald der große Tag der Abrechnung kommt, werden sie mitmachen und man wird sehen, wer wirklich dazugehört. Es sind einige höhere Offiziere, Stabsoffiziere dabei. Natürlich kennen sie ihre Namen.

Dann war es also aus mit den beiden Deutschmeistern gewesen. Aber wie hatte doch einmal ihr Regimentskommandant vor allen verkündet:

„Leutln, Deutschmeister wirds immer geben!“

Holzweber und Planetta sind dann jedenfalls schon Offiziere. So genau haben sie sich aber noch keine Gedanken gemacht, wie es weitergehen wird. Sollen die österreichischen Truppen selbstständig bleiben oder mit den Deutschen vereinigt werden? Wieder wie vor gar nicht langer Zeit die gleichen Uniformen tragen oder gibt es nur mehr eine einzige Armee? Wichtig ist für sie, dass zuerst einmal eine neue Ordnung geschaffen wird.

Johann Domes war Unteroffizier im Infanterieregiment Nr. 3 gewesen. Auch ihn hatten die Naderer auf der Liste gehabt und genau wie Planetta und Holzweber hatte er aus politischen Gründen im Juni 1933 die Uniform ausziehen müssen. Domes kommt aus einer anderen Familie als Holzweber und Planetta; er stammt aus einer Offiziersfamilie und sie hatte sich nur schwer damit abgefunden, dass der junge Mann zwar den Soldatenrock trug, aber keine Aussicht besaß, Offizier zu werden. Aber vielleicht wird es doch noch einmal anders. Und in Polen sind die Brüder, die für den neuen Staat optiert hatten, längst Offiziere. Der Hinauswurf hat sein Ehrgefühl nicht minder schwer getroffen, aber er hat ja gleichgesinnte Kameraden genug gefunden.

Im Februar 1934 war keiner von ihnen mehr beim Bundesheer gewesen; sie haben das alles nur als Unbeteiligte erlebt. Aber es wäre kein Zweifel gewesen, dass sie gegen die Roten mitgekämpft und den Befehlen ihrer Offiziere gehorcht hätten. Gegen die Roten allemal und überhaupt war man Soldat. Was sie in der Zwischenzeit erfahren haben, ließ Skepsis und Hoffnung aufkommen. Die Roten waren nicht so großartig gewesen, wie sie immer getan hatten, aber sie haben gut gekämpft, das war keine Frage. Und das Bundesheer hat sich schwergetan; es sind Fehler passiert, bei der Führung und bei den Unterführern. Die Mannschaft hat alles getan, was befohlen worden war, aber ohne viel Schwung. Manche haben sogar die Hosen voll gehabt. Da lag eine Kompanie des Infanterieregiments Nr. 3 vor einem Ottakringer Gemeindebau, alles vorschriftsmäßig gedeckt, hier ein Schuss, da ein Schuss. Dann erscheint Feys Adjutant, Major Wrabel, reißt ein Maschinengewehr heran und fetzt wie wild auf die Fassade; dann kommen die

Schutzbündler auch schon mit erhobenen Händen heraus. Wenn man angreift, muss man Schwung haben und an den Sieg glauben, aber das haben die Roten nicht gehabt und nicht getan. Gewiss, die Regierung hatte gesiegt, aber nicht so rasch und glanzvoll.

Sie werden die Fehler nicht wiederholen. Dazu sind sie ganz andere Männer. Seit zwei Tagen sind sie in Alarmbereitschaft und wissen, dass es bald losgehen wird. Planetta schläft schon seit Tagen nicht mehr zu Hause, sondern in einer Absteige im 17. Bezirk. Auch Holzweber ist ausgewichen genauso wie Bauer und Domes. Sie haben ihre Uniformen schon erhalten; es sind Uniformen mit blauen Deutschmeister-Aufschlägen; Planetta hat sich auch schon die Oberleutnantssterne aufgenäht, Holzweber die Distinktionen eines Hauptmanns. Sie alle hier haben auch schon die Steyr-Pistolen M 12/19 erhalten mit zwei Ladestreifen Munition; sie werden das gar nicht brauchen.

Die Luft in der Badehütte ist stickig; es ist höchste Zeit, dass etwas weitergeht. Sie warten schon so lange. Jetzt wird es bald losgehen. Und sie werden dabei sein, sie werden es sogar in der Hand haben. Auch wenn es niemand von den hohen Herrn ahnt, dass sie hier in dieser Klosterneuburger Hütte etwas planen, was Geschichte macht, auch wenn es jetzt keineswegs danach aussehen mag. Sie werden es allen zeigen, die sie hinausgeworfen haben und sie werden die Kameraden und Freunde in Deutschland nicht enttäuschen.

Es ist knapp vor Mitternacht; dann sind Glaß, Wächter und Weydenhammer endlich in Klosterneuburg.

- *der Hauptschlag wird gegen das Bundeskanzleramt geführt*

- *die 150 Männer der SS-Standarte 89 treffen im Gebäude des Platzkommandos in der Universitätsstraße ein, übernehmen Uniformen und Waffen und setzen sich Richtung Bundeskanzleramt in Marsch.*
- *Genauer Zeitpunkt der Versammlung und des Abmarschs wird noch bekannt gegeben werden.*
- *das Bundeskanzleramt ist „militärisch“ zu besetzen. Es wird darauf hingewiesen, dass die Torwache über keine Munition verfügt; nur die Polizisten haben geladene Waffen.*
- *die gesamte Regierung ist im Ministerrats-Sitzungssaal gefangen zu nehmen und zum Rücktritt zu zwingen.*

Glaß hat genaue Pläne des Gebäudes und erläutert Holzweber und Planetta, wie sie ihre Leute einzuteilen haben; also zuerst das Wachlokal ausschalten, Telefonzentrale und Sitzungssaal gleichzeitig besetzen, dann alle übrigen Räume. Eigentlich ist das alles ganz einfach und logisch; der Bau ist zwar etwas unübersichtlich und verwinkelt, doch das muss einfach klappen. 150 Mann werden sicher ausreichen. Und da ist das Überraschungsmoment! Details wie das Verhaften und Einsperren der Minister wird der militärische Leiter Fridolin Glaß an Ort und Stelle befehlen.

Dann die Aktion gegen das Rundfunkgebäude (RAVAG = Radio – Verkehrs – AG) – das ist die Aktion von Domes.

Diese Männer von der SS – Standarte 89 haben Zivil zu tragen. Was soll Militär in der Johannesgasse?

Bloß zwei Parteigenossen, nationalsozialistische Sicherheitswachebeamte, greifen in Uniform ein.

17 Mann in zwei getrennten Gruppen besetzen das Rundfunkgebäude.

Der Sprecher hat einen vorbereiteten Text zu verlesen.

Dann soll der Sendeleiter des neuen Bundeskanzlers Rintelen, den er sich aus Graz mitgebracht hat, dazustossen und laufend aktuelle Meldungen über den Rundfunk senden.

Domes konzentriert sich auf seine Aufgabe und geht jeden einzelnen Punkt durch. Gemessen an der Aktion beim Kanzleramt ist seine weniger kompliziert. Mit Widerstand rechnet er nicht. Alles muss überraschend gehen und sie haben die zwei Polizisten dabei. Sorgen macht ihm nur die Tatsache, dass sie mit der Hauptgruppe beim Kanzleramt keine Verbindung haben werden. Da muss er ganz allein handeln. Aber es darf kein Zweifel darüber bestehen, dass dort der Schlag zu hundert Prozent gelingt; sonst würde er alleine dastehen. Doch das sagt er natürlich nicht; das überlegt er bloß. Er nimmt die Befehle von Glaß entgegen; es wird nicht diskutiert.

Auch SS-Sturmführer Bauer schweigt, obwohl ihm sein Auftrag nicht behagt, und zwar absolut nicht. Doch er sagt nichts und nimmt den Befehl entgegen, die Wiener Telefonzentrale zu besetzen. Er hat 15 Mann zur Verfügung, aber diese meist ungedienten Zivilisten erscheinen ihm wenig

geeignet; es sieht so aus, als hätte man ihm gerade die schlechtesten Männer ausgesucht. Eines schärft man ihm allerdings ein:

Die Aktion gegen das Wiener Telegrafenamnt soll auf jeden Fall erst nach dem Losschlagen gegen das Kanzleramt anlaufen. Bauer wirft ein, warum er denn nicht vorher oder wenigstens gleichzeitig beginnen soll. Glaß hält ihm entgegen, dass die Regierung unter Umständen durch diesen Schlag gewarnt werden könnte. Wichtig ist, dass die Telefonisten im Kanzleramt ausgeschaltet werden. Davon hängt einmal alles ab. Die Telefonzentrale gewinnt erst dann größte Bedeutung, wenn von Wien ausgehend überall im Land losgeschlagen wird. Aber das ist nicht der Gegenstand der Besprechung hier.

Wesentlich ist die Bekanntgabe des Zeitpunkts, wann sich die Eingreiftruppe Kanzleramt im Platzkommando zu treffen hat; das wird morgen – Glaß blickt auf die Uhr und verbessert sich auf heute – befohlen werden. Die Leute müssen sich schon die ganze Zeit bereithalten, damit sie unverzüglich zum Sammelpunkt abrücken können.

Geführt wird unmittelbar vor Ort, unterstreicht er. Als zentrale Anlaufstelle ist das Café EILES vorgesehen. Dort wird ein Meldedienst rund um die Uhr eingerichtet.

Dann die übliche Frage, ob jedermann alles klar sei. Natürlich ist alles klar, wird militärisch knapp gemeldet. Glaß und die anderen verabschieden sich von den vier Männern. Jeder merkt, dass Holzweber der Mann von Glaß ist; in ihn setzt er sein ganzes Vertrauen, er wendet sich immer wieder besonders an ihn. Er ist nicht bei der SS, auch nicht so lange Soldat wie Planetta, aber er ist als sein Stellvertreter

ausgewählt worden und weil er ihn für den Durchschlagkräftigsten hält. Man braucht Holzweber nur anzusehen, wie er vor Eifer glüht; er wird seine Ziele streng im Auge behalten. Er hat den Decknamen „Friedrich“, „Hauptmann Friedrich“.

Glaß, Wächter und Weydenhammer machen sich zum Aufbruch bereit. Als sich die Türe öffnet, strömt angenehm kühle Luft vom Wasser herein. Sie nehmen nicht den Hauptweg durch das Bad, sondern gehen über ein paar Nebenwege und erreichen dann unmittelbar den Ausgang. Die anderen vier sollen erst nach ihnen kommen, aber so spät nach Mitternacht ist diese Vorsichtsmaßnahme überflüssig. Sie haben einen zweiten Wagen. In der Badehütte möchte niemand übernachten; vor allem Planetta will unbedingt nach Ottakring zurück.

So müde sie sind, so haben sie die Gewissheit: hier in Klosterneuburg, in dieser Hütte ist ein wesentlicher Schritt nach vorwärts gemacht worden; den Schlussstein werden sie bereits heute legen. Sie waren in einem historischen Moment dabei, auch wenn die Umgebung eher trübselig gewesen ist.

Der Wind rauscht in den großen Schwarzpappeln.

Sie alle haben in dieser kurzen und heißen Sommernacht kaum geschlafen; heute am 24. Juli wird marschiert! Das Dollfuß-Staatsgebäude muss und wird zusammenfallen wie ein Kartenhaus. Diese Figuren werden so überrascht sein, dass sie gar nicht merken, dass es um sie schon geschehen ist, dass sie nicht mehr im Amt sind und dass eine neue Regierung Rintelen steht! Die Pfaffenknechte und die Heim-

wehr wird man in ihren Schlupfwinkeln festhalten und dann herausholen.

Waffen und Uniformen sind schon bereitgestellt, ebenso Lastkraftwagen, und die SS ist auf die höchste Alarmstufe gesetzt.

Nicht weit vom Platzkommando, der Universität gegenüber, wo die Entscheidung ihren Ausgang nehmen wird, treffen Glaß, Weydenhammer und Wächter in den Vormittagsstunden im Rathauskeller zusammen. Es ist seltsam, dass sich die Parteispitzen der illegalen NSDAP immer nur in Gasthäusern, Heurigen und vor allem in Cafés treffen müssen. Aber das ist gut so, denn hätten sie noch ihre Parteiheime, würde man sie leicht kontrollieren können, so aber fällt das alles nicht auf.

Weydenhammer begibt sich zum designierten neuen aber vorerst noch geheimen Bundeskanzler Rintelen ins Hotel „Imperial“. Weydenhammer ist für diese Aufgabe vorgesehen, weil er die besten Beziehungen zu dem schwer vergränten und in seiner Laufbahn behinderten Politiker hat. Zuerst als schwarzer Parteigänger eine Stütze der Reaktion und Landeshauptmann der Steiermark. Man nannte ihn sogar den „König Anton von der Steiermark“ und sprach im Spaß vom „Königreich Rintelen“; doch dann hatte man ihm nicht mehr getraut, er ist in den Verdacht geraten, zur nationalen Seite zu tendieren. Die kleine Kröte Dollfuß hat ihn nach Rom auf den Botschafterposten abschieben lassen! Dabei hatte er ihn noch damit getröstet, er könne dort noch viel mehr für Österreich bei seinem wichtigsten Verbündeten tun, doch Rintelen hatte wenig Eifer und Interesse gezeigt, den Absichten des Bundeskanzlers nachzukommen. Dollfuß merkt, spürt und riecht alles, wie man immer geschimpft hat,

aber es war nicht allzu schwer zu bemerken, wie unwillig und wenig initiativ der Steirer seine Mission auffasst und dass seine Tage als Botschafter bei Mussolini gezählt sein könnten.

Weydenhammer hat ihn in den letzten Monaten nicht weniger als vierzehn Mal in Rom aufgesucht, um ihn für seine Aufgabe als erster nationalsozialistischer Bundeskanzler von Österreich zu gewinnen. Er ist ein geeigneter Kandidat; natürlich kein echter Nationalsozialist, da gäbe es sicher andere, bessere, treuere und verlässlichere, doch er hat einen großen Bekanntheitsgrad im Inland und auch das Ausland würde mit einem solchen bürgerlichen Bundeskanzler nicht so vor den Kopf gestoßen werden. Und vor allem verschreckt man die vielen Schwarzen im Land nicht allzu sehr. Vielleicht gewöhnen sie sich eher an den Nationalsozialismus österreichischer Spielart. Der Industrielle Weydenhammer denkt pragmatisch; Rintelen hat ihn darauf aufmerksam gemacht, dass Österreich zusehends außenpolitischen Spielraum zurückgewinnt; vor allem bei den Franzosen; im Herbst 1934 kann alles ganz anders aussehen und dann sitzt Dollfuß noch fester im Sattel. Jetzt muss etwas geschehen und nun ist es so weit! Von diesem Schlag weiß Dollfuß, der sonst seine Nase in alles steckt und überall seine Informationskanäle hat, nichts. Die Zeit drängt, aber es ist auch eine gute Gelegenheit; es ist der letzte Ministerrat vor den Ferien; da wird die Aufmerksamkeit nicht mehr so groß sein. Dass man mit den technischen Vorbereitungen nicht früher fertig geworden ist, steht auf einem anderen Blatt. Doch das sagt Weydenhammer seinem Kanzlerkandidaten nicht, der sich für diese Niederungen der Planungen und Vorbereitungen nicht interessieren würde.

Rintelen hat schon seine Antrittsrede verfasst; eine genaue Ministerliste gibt es nicht, doch das ist schließlich nicht die Hauptsache. Weydenhammer weiss aber auch schon und davon sagt er Rintelen klarer Weise nichts, dass er nur als Übergangskanzler gedacht ist; vielleicht bis Anfang 1935. Das wird man alles sehen; wichtig ist nur der erste Schritt und der heisst: Weg mit dieser Regierung!

Glaß und Wächter werden ihren Platz haben, wo die Entscheidung fallen soll: im Kanzleramt.

Die Mannschaften marschieren! Es geht los! Glaß und Wächter legen den Zeitpunkt zum Losschlagen mit 17 Uhr 30 fest. Zu diesem Zeitpunkt ist im Platzkommando schon Dienstschluss; idealer kann es gar nicht sein.

Dann ist plötzlich alles anders. Einer der NS-Parteigänger im Kanzleramt, der Polizeibeamte Kamba, schlägt Alarm. Der Ministerrat für den 24. Juli ist abgesagt! Verschoben auf den 25. Juli 11 Uhr. Diese Nachricht, kurz nach 14 Uhr 45 durchgegeben, ist niederschmetternd. Die SS – Männer sind zum Teil schon vor dem Platzkommando eingetroffen, andere auf dem Weg dorthin. Auch die beiden Gruppen, die den Überfall auf das Rundfunkgebäude durchführen sollen, haben ihre Ausgangsstellungen in der Kärntnerstraße und vor dem Ring – Café KOLOWRAT bezogen. Eifer und soldatische Pünktlichkeit können fatal sein.

Doch das kaum Mögliche trifft ein; es gelingt, die aufmarschierte Truppe schnell und unauffällig wieder zu zerstreuen. Wie durch ein Wunder hat niemand etwas bemerkt. Man sagt den nervösen und ungeduldigen Männern nur: Strengste Alarmbereitschaft für morgen! Morgen geht es weiter; oder erst in den nächsten Tagen. Nur nicht nach-

lassen! Es fallen auch ein paar derbe Bemerkungen: Der Bundeskanzler muss dringend Schwimmunterricht nehmen.

Es ist noch einmal alles gut gegangen.

Am Abend dieses 24. Juli, der mit einer Beinahe-Katastrophe des Unternehmens geendet hat, treffen Wächter, Glaß und Weydenhammer im Gasthaus Stelzer in Rodaun zusammen. Weydenhammer berichtet, wie furchtbar aufgebracht Rintelen ist und dass er die Aktion abblasen möchte. Er hat sich doch darauf verlassen, dass es am 24. Juli geschieht und er ist strikt gegen eine Verschiebung. Er sagt auch in seinem ersten Zorn viel Negatives über die Organisation und die Leute, die dahinterstecken. Er fährt zurück nach Rom und will mit dieser Sache nichts mehr zu tun haben. Dann werden sie sehen, wo sie bleiben und ob sie noch so einen anderen Mann finden. Besonders geärgert hat es ihn, dass er von der Verschiebung nicht von seinen eigenen Leuten erfahren hat, sondern von dem ehemaligen Ministerkollegen Buresch.

Doch Weydenhammer kann ihn umstimmen; die Organisation ist gut, das Unternehmen wird morgen erfolgreich verlaufen. Die eigene Führung hat gezeigt, wie schnell sie zu reagieren imstande ist. Von der Regierung und den Behörden hat niemand etwas bemerkt.

Rintelen war es mit der Drohung abzureisen, nicht ernst. Über kurz oder lang wird es mit seiner politischen Laufbahn zu Ende sein. Das weiß er selbst nur allzu genau. Doch seinen Ärger musste er zeigen; das steht dem kommenden Bundeskanzler wohl zu. Er begibt sich ins

„Griechenbeisl“ in der inneren Stadt und trifft dort auf den Dichter Franz Werfel und seine Gattin Alma. Rintelen gibt sich weltmännisch und doch auch leicht süffisant. Die werden morgen Abend schauen, wie es im Land weitergeht. Er hat für heute nichts mehr zu tun und lässt die Zeit vergehen.

Umso heftiger wird die Besprechung in Rodaun. Es muss unbedingt ein neuer und zuverlässiger Sammelpunkt gefunden werden. Im Platzkommando herrscht um die Mittagszeit voller Betrieb; mindestens 200 Offiziere und Mannschaften sowie Heeresbeamte versehen dort ihren Dienst. Es würde sehr wohl auffallen, wenn sich die Männer dort umziehen. Ein Soldat ist immer voll adjustiert. Weydenhammer wird es in die Hand nehmen, einen neuen Sammelplatz zu bestimmen. Die Verständigung der Leute ist dann eine Sache der anderen. Ein großes Problem sind die dreizehn für den Mannschafts- und Munitionstransport erforderlichen Lastkraftwagen. Militärische Autos wären auf jeden Fall die beste Lösung gewesen, ganz gleich, von wo man sie aus dem Wiener Bereich organisiert hätte; vom Infanterieregiment Nr. 4, vom Kraftfahrjägerbataillon oder vom Kommando der 1. oder 2. Brigade. Wächter macht seinem gewaltigen Ärger Luft:

*„Mit Heeresautos wäre es einfacher gewesen!“
Aber Glaß weiß es besser und erwidert: „Der Oberst, der morgen Dienst hat, kann **nicht** um Autos angesprochen werden!“*

Wächter übernimmt es, die Fahrzeuge über den Parteigenossen Blaschke anzufordern. Schon nach kurzer Zeit kehrt er mit einer verbindlichen Zusage zurück. Morgen stehen die dreizehn LKW, die von einem Industriebetrieb abgezogen werden, pünktlich an jedem Ort, wohin sie

befohlen werden. Es sind mit Plachen geschlossene Fahrzeuge. Dass sie nicht militärisch sind, sollte nicht von allzu großer Bedeutung sein. Das Bundesheer kann im Wege der Assistenzleistung selbstverständlich auch zivile Autos anfordern. Und eine Assistenzleistung ist das ja nun wirklich, oder nicht?

Die Stimmung ist gespannt; Rintelen kann man etwas vormachen und beruhigen, aber sie selber wissen, dass morgen alles viel schwieriger sein wird. Alles kommt auf den neuen Sammelplatz und auf das Funktionieren der Alarmierung an. Die Leute brennen doch darauf, etwas zu tun! Aber genauso wie sie selbst den Regierungsapparat unterwandert haben genau so wenig ist ausgeschlossen, dass es auch Spitzel in ihren Reihen geben kann. Wenn es morgen klappt, ist die Sache ohnehin entschieden und dann wird Ordnung geschaffen!

Sie machen noch ein paar böse Bemerkungen über den Kanzler; er ist eine fiese Figur, die Karikatur eines Regierungschefs, eine Zumutung in jeder Hinsicht. Halb Europa lacht über diesen „Millimetternich“. Ihre Anwürfe unterscheiden sich in nichts von jenen der Sozialdemokraten. Wächter wirft ein, er habe erfahren, dass Dollfuß schon als Minister und jetzt auch noch als Bundeskanzler Philister-senior der CV-Verbindung „Franco-Bavaria“ ist. Das ist eine solche Zumutung; dafür hat dieser Herr auch noch Zeit; aber um die Regierung kümmert er sich nicht; die ist für ihn bloß Nebensache, aber eine Philistercharge annehmen, das kann er schon! Man wird sehen, wie er morgen klein beigt...

Dann wird noch einmal alles durchgegangen, was sich gegenüber den früheren Plänen geändert hat und was gleichgeblieben ist.

Von Rodaun ist es ein weiter Weg durch Wien und es geht bereits gegen ein Uhr morgens des 25. Juli, als Glaß wieder in der Hütte des Rudervereins im Klosterneuburger Strandbad eintrifft. Holzweber, Planetta, Domes und Bauer warten schon lange auf ihn. Was sie allein besprechen und erledigen konnten, haben sie hinter sich, aber die wirklichen Entscheidungen fallen erst jetzt. Glaß berichtet und dann geht es gleich um die Frage des Sammelplatzes. Holzweber schlägt vor, die Bundesturnhalle im 7. Bezirk in der Siebensterngasse zu nehmen. Die ist zentral gelegen, eignet sich gut für das Umkleiden der Mannschaften und die Stiftkaserne ist in unmittelbarer Nähe; da fällt es nicht auf, dass Soldaten aus- und einsteigen. Glaß stimmt zu, weist aber sofort darauf hin, dass eine endgültige Entscheidung erst durch ihn, Weydenhammer und Wächter getroffen werden muss.

Und noch ein wichtiger Punkt ist zu erledigen: Weil davon ausgegangen werden muss, dass das Platzkommando zum frühen Zeitpunkt des Losschlagens noch voll besetzt ist, hat Planetta unverzüglich nach der erfolgreichen Überrumpelung des Kanzleramtes mit 40 Mann dorthin zu fahren und es ebenfalls zu besetzen. Planetta ist überaus stolz auf diesen Auftrag; sein Gesicht glänzt vor Freude und er hat Mühe, seine Genugtuung zu verbergen. Also bekommt er doch noch ein selbstständiges Kommando! Er wird es ihnen zeigen! Er wird in die Bude einrücken und sie werden schauen, was so ein hinausgeworfener Deutschmeister-Unteroffizier fertigbringt. Da heißt es dann nur: Hände hoch, Waffen abgeben!

Doch Holzweber ist dagegen. Er verdirbt ihm die schönste Stunde. Dieser nüchterne Pedant ist ja nur eifer-

süchtig. Holzweber wendet ein, dass ihm die 40 Mann im Kanzleramt fehlen werden.

Planetta erwidert ungewöhnlich scharf, dass bis dahin doch alles schon entschieden sein muss und man die Regierung und die Beamten in Schach halten kann. Außerdem wird man Verstärkung für die Bewachung des Kanzleramts anfordern können; die Regierung ist bis dahin längst in sicherem Gewahrsam; bis zum Landesgericht ist es nicht so weit!

Holzweber wendet ein, 40 Mann könnten für das Platzkommando zu wenig sein; außerdem wäre noch in Betracht zu ziehen, dass Parteigenosse Sinzinger dort inzwischen ohnehin alles in Ordnung gebracht haben wird. Das Bundesheer gehorcht absolut den Befehlen und wenn der Oberstleutnant den Befehlsapparat zu unseren Gunsten in Bewegung gesetzt hat, dann passt das und klappt das auch. Dafür verbürgt er sich. Es könnte blöd ausschauen, wenn er, Planetta, mit seinen 40 Mann daherkommt und nachschauen will, ob alles auch gut gegangen ist. Sinzinger könnte das als böses Misstrauen auffassen; das hat dieser Offizier keineswegs verdient.

Jetzt redet er auf einmal ganz anders, denkt Planetta, der Holzwebers Einstellung durch die Jahre zu kennen glaubt. Aber Glaß entscheidet, dass man diese Aktion einplanen soll. Planetta könne sich die besten Leute dafür aussuchen. Je nach der Entwicklung der Lage wird man befehlen, ins Platzkommando zu marschieren oder nicht.

Mit dieser Entscheidung macht er keinem eine Freude; Holzweber ist nur halb beruhigt und Planetta ist gekränkt.

Wie halbherzig die Sache ist, geht aus dem nächsten Punkt hervor. Bauer, der bisher stumm und unbeteiligt dagesessen war, erhält den Befehl, die Telefonzentrale erst nach der Aktion gegen das Kanzleramt und nach dem Eintreffen Planettas im Platzkommando zu besetzen. Das heißt also doch, dass Planetta auf jeden Fall seinen Sonderauftrag erhält. Bauer nimmt den Befehl zur Kenntnis; dass seine Sorgen noch größer geworden sind, lässt er sich nicht anmerken.

Die Nacht ist womöglich noch schwüler als die vorige; die Bretter der Hütte knistern, denn das Holz speichert die Hitze sehr lange. Sie haben dann ein Fenster geöffnet, sogar eine kurze Pause gemacht und sich draußen die Füße ein wenig vertreten. Holzweber spricht auf Planetta ein, doch dieser sonst so freundliche Mann lässt sich nicht so leicht umstimmen. Wichtig ist nur der Gesamterfolg, da muss alles andere zurückstehen, sagt Glaß. Sie gehen ein Stück weiter zum Wasser, das nachtschwarz vor ihnen liegt. Auf der Donau, jenseits des Damms, der das Strandbad vom Hauptstrom abtrennt, stampft ein Dampfer stromaufwärts. Es ist alles so friedlich hier; der Kampf morgen, ja eigentlich heute schon, wird kurz sein. Das haben sie sich schon gestern geschworen, aber auch wenn es länger dauern sollte, werden sie nicht zögern, bis zum siegreichen Ende durchzuhalten. Einen wirklichen Sieg haben diese Soldaten ja nicht erlebt. Der erste Krieg hat mit einem fürchterlichen Blutbad geendet, ein echter Sieg war auch der Ausgang der Februarkämpfe nicht gewesen. Siege hat es eigentlich immer nur bei den Manövern gegeben, nominell zumindest.

Da ist der Hass wieder in ihnen, er treibt sie voran. Ja, da ist auch die Liebe zum Volk, aber damit allein bewegt man

nichts. Es muss jemanden geben, der etwas weiterbringt, dieses System umstürzt und sie werden das sein! Sie sind nicht allein; hinter ihrer Bewegung steht das große geeinte Deutschland unter Adolf Hitler; ein Mann wie sie, auch aus dem Mannschaftsstand hervorgegangen. Überall, wo sich ein deutscher Stahlhelm zeigt, ist es aus, dann rennen alle.

Sie sind längst wieder in der Hütte, gehen wieder und wieder alles durch. Über dem Wasser draußen steigt ein wenig Nebel auf; langsam wird es auch in der Hütte ein wenig kühl. Planetta sagt sich, dass er jetzt eine Weile vom Strandbad genug hat; sein Fall ist das hier nicht. Holzweber und Bauer stimmen ihm zu.

Planetta spürt plötzlich seine Müdigkeit, er nickt kurz ein und fährt wieder hoch; seit Anfang der Woche, seit dem 22. Juli hat er kaum mehr richtig geschlafen. Die Arbeit in der Illegalität ist kein Honiglecken und kennt keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht, ja sie kommt in der Nacht viel eher und rascher vorwärts, wenn die Staatsmacht schläft. Er hat keinen Beruf mehr außer der Arbeit in der Illegalität, aber in der letzten Zeit war es zuviel; und die Anspannung dazu. Er und seine Kameraden haben keine Angst, erwischt zu werden; dazu verstehen sie ihre Sache zu gut. Die Staatsmacht erwischt bloß hie und da ein paar Bauernbuben mit Sprengstoff, aber sie.?

Auch die anderen sind merklich abgespannt, vor allem Bauer und Holzweber; am frischesten ist noch Domes. Die Sonne des 25. Juli ist schon seit mehr als einer Stunde aufgegangen, als sie Klosterneuburg den Rücken kehren. Keiner von ihnen will so schnell zurückkommen, drei werden es auf keinen Fall mehr.

Im Café EILES trinkt Glaß erst einmal ordentlich Kaffee; seine Nerven sind angespannt; er muss mehr als die anderen kühlen Kopf bewahren, denn im Grunde sind das ja Aufgaben für Haudegen. Wächter und Weydenhammer fragen nur kurz, wie es in Klosterneuburg war und dann geht alles wie mit einem Schlag. Aus dem Kanzleramt bestätigt der NS-Vertraute Kamba, dass die Sitzung des Ministerrats um 11 Uhr stattfinden wird.

Die Bundesturnhalle in der Siebensterngasse wird nun endgültig – verdammt noch einmal, das ist jetzt allerhöchste Zeit – zum Sammelpunkt bestimmt. Glaß bricht sofort dorthin auf und ist in wenigen Minuten am Ziel. Der Alarm wird ausgelöst und alles geht unaufhaltsam seinen Weg. Weydenhammer und Wächter fahren probeweise den Weg von der Siebensterngasse zum Kanzleramt ab; im Sommer gibt es oft Baustellen und Umleitungen und mit 13 Lastkraftwagen darf man kein Risiko eingehen. Doch es passt alles wunderbar.

Dann wird es für Weydenhammer Zeit, sich wieder zu Rintelen ins „Imperial“ zu begeben. Ein Auto steht bereit, ihn zu gegebener Zeit ins Kanzleramt zu führen. Weydenhammer hat versprochen, stets an seiner Seite zu bleiben. Es ist noch nicht klar, ob er seine erste Ansprache an die Österreicher aus dem Funkhaus in der Johannesgasse hält oder ob man einen Übertragungswagen ins Kanzleramt schicken wird. Er hat jedenfalls bereits einen neuen Sendeleiter, in den er sein ganzes Vertrauen setzt, der aber noch relativ jung ist.

Wächter bezieht im Restaurant Tischler in der Schauflergasse Posten. Von dort hat er auf das Kanzleramt mit seiner Hauptfront und der rechten Seite ausgezeichnet im Blickfeld.

Bei einem der Mitverschworenen, dem Kriminalbeamten Dobler, hat das Verschieben der Aktion seine letzten Zweifel beseitigt. Es war ihm wie ein Fingerzeig für ihn persönlich erschienen, nicht mitzumachen und sie alle auffliegen zu lassen. Innerlich ist er schon längst fertig mit dieser Bewegung, der er früher so eifrig gedient hat. Er ist auch den Parteigenossen nicht mehr ganz unverdächtig, doch er hat es verstanden, seine Rolle so zu spielen, dass er nur scheinbar der Regierung treu und redlich dient, in Wirklichkeit aber immer noch für die NSDAP steht und eben wegen seiner geheuchelten Loyalität viel für die Partei herausschlagen kann. Doch so ganz abgenommen hat man ihm die Sache nicht; aber er hat versprochen, mitzumachen, doch vom Kern der Aufrechten und Treuen ist er weit entfernt genauso wie von einer führenden Position; doch die ist ja den Militärs vorbehalten, wenn man die ehemaligen Bundesheersoldaten als solche bezeichnen kann. Eigentlich gibt und gab es immer eine gewisse Rivalität zwischen Militär und Polizei; das hat Dobler immer wieder erlebt und das ist hier genauso. Obwohl die Führung der Republik beide braucht und sie, so oft es geht, bei Einsätzen zusammenspannt.

Dobler glaubt, dass seine Zukunft gesichert ist, wenn er diesen Schritt jetzt setzt. Dobler weiß auch, dass bei der Polizei schon überall Nazis oder Sympathisanten sitzen oder zumindest solche, die abwarten. Auch wenn es nicht so trist

sein sollte: hinter die Stirnen der Menschen kann man nicht schauen und Verstellung ist großgeschrieben. Das kennt er von sich selber; und er kann sehr leicht an einen Unrechten kommen; eine Kette ist immer nur so stark wie ihr schwächstes Glied. So wendet sich Dobler an das Sekretariat der Vaterländischen Front; man vereinbart einen Treffpunkt. Wie immer, wenn es um heikle Dinge geht, trifft man sich nicht in einem Amtsgebäude, sondern in einem Café oder einer Gastwirtschaft. So ist es auch an diesem Vormittag, der sich für ihn mit quälender Langsamkeit dahin schleicht und für die anderen wie im Flug vergeht. Dobler sagt den beiden Offizieren des Heimatschutzes die ganze Wahrheit, soweit er sie kennt:

„Die SS-Standarte 89 wird die Regierung gefangen nehmen.“

Dann holt er sich aus einer Wohnung in der Mariahilferstraße die Angaben über Treffpunkt und Uhrzeit: Bundesturnhalle Siebensterngasse 1215 Uhr.

Die Heimatschutzmänner handelten streng nach ihrer Logik und nach ihrem internen Dienstweg – nicht etwa Polizei oder Bundesheer wurden informiert, sondern die Führung des Heimatschutzes. Die Nachricht gelangt über den Adjutanten, den Gendarmeriemajor Wrabel, an Major Emil Fey, der seit der letzten Regierungsumbildung die Sicherheitskompetenzen verloren hat und jetzt nur mehr als Minister ohne speziellen Aufgabenbereich fungiert. Fey, Deutschmeister, Major außer Dienst, Theresienritter, glaubt das Richtige zu tun und alarmiert ein im Prater exerzierendes Regiment der Wiener Heimwehr. Dass die Leute von der Julihitze erschöpft sind, spielt jetzt keine Rolle mehr. Ihm ist es wichtig, dass sie verlässlich und seine Männer sind, die

eingreifen werden. Er will zeigen, dass man ihm zu Unrecht die Sicherheitsagenden aus der Hand genommen hat. Daher schweigt er auch gegenüber seinen Ministerkollegen, insbesondere gegenüber seinem ungeliebten Nachfolger, dem Staatssekretär Karwinsky. Beim Ministerrat bittet er den Bundeskanzler hinaus. Die beiden Herren sprechen sich mit Du an; das ist etwas, was die Deutschen niemals verstehen werden; aber es ist das Du-Wort zwischen Offizieren; seit den Tagen des Feldmarschalls Radetzky bei der österreichischen Armee in Italien in Gebrauch und von da an auf die ganze kaiserlich-königliche Wehrmacht übergegangen. Der Höhere im Rang spricht den anderen zuerst an und der Jüngere antwortet darauf; aber, dass es nicht allzu vertraulich klingt, fügt man doch noch die Rangbezeichnung hinzu. Dollfuß ist zwar zuletzt nur Oberleutnant bei den Kaiserschützen gewesen, während Fey Major ist, aber der Kanzler steht in der Hierarchie natürlich höher.

Fey meldet ihm, dass das Bundeskanzleramt überfallen und die gesamte Bundesregierung ausgehoben werden soll. Dollfuß will es nicht recht glauben; er hat schon öfter solche Meldungen erhalten. Fey drängt ihn, es den anderen Ministern mitzuteilen und so entschließt sich Dollfuß zur Bekanntgabe an den Ministerrat. Es klingt weder bestürzt noch auch irgendwie gefährlich; in einer Art informellen Tons sagt er:

„Fey hat mir eben eine beunruhigende Meldung über einen bevorstehenden Überfall auf dieses Haus gemacht. Die Nazi wollen die ganze Regierung gefangen nehmen. Auf alle Fälle verschiebe ich daher die Sitzung bis 16 Uhr. Bis dahindürfte ja alles geklärt sein. Ich

bitte die Herren, bis dahin in ihren Ministerien weitere Weisungen abzuwarten.“

Dollfuß tut aber doch instinktiv das Richtige. Diese unscheinbar klingende Weisung entscheidet alles. Die Regierung ist dezentralisiert. Jetzt hätten jene NS-Leute recht gehabt, die vorgeschlagen hatten, alle Minister einzeln zu verhaften, aber da war die Opposition stark dagegen gewesen. Dollfuß bleibt und bittet die beiden jetzt für die Sicherheit zuständigen Staatssekretäre, General Zehner und Karwinsky in sein Arbeitszimmer. Zehner erhält den Befehl, das Bundesheer bereitzustellen und begibt sich dann sofort in das Landesverteidigungsministerium am Stubenring. Karwinsky will vom Kanzleramt seine Maßnahmen einleiten; auch Fey bleibt, obwohl es für ihn nichts zu tun gibt, aber er sieht sich dennoch mitten im Geschehen, denn schließlich war er es, der die Meldung überbracht und alles ausgelöst hat; nur er allein; und schließlich kommt ja auch sein Heimwehrregiment anmarschiert und wird die Situation bereinigen, womöglich noch vor dem Militär und der Polizei. Ja, Dollfuß bleibt. Wohin sollte er auch? *Sein* Ministerium ist das Bundeskanzleramt und davonrennen will er nicht; das tut er schon deshalb nicht, um seinen Herren zu zeigen, dass er sich vor nichts fürchtet, ganz besonders dem Fey will er es zeigen. Er hat aber noch einen anderen Grund, warum er hier im Haus bleiben will. Er fühlt sich hier sicherer; er hat von der Polizei eine Information erhalten, dass ein Attentat auf ihn geplant sei, wenn er sich in seine Wohnung in der Stallburggasse begeben sollte. Am Michaelerplatz soll sein Auto beim Vorbeifahren von zwei anderen Wagen eingekeilt und ein Bündel Handgranaten in den Wagen geworfen werden. Einen solchen Plan hat es tatsächlich einmal gegeben; er war aber nicht mit Glaß, Wächter und Weyden-

hammer abgesprochen worden; er kam im Gegenteil von einer ganz anderen Seite, nämlich von der SS-Standarte 11 unter der Führung von Stigler. Diese Planung ist den NS-Leuten Begusch und Angerbauer bekannt und sie lassen sie jetzt dem Kanzler zuspielen; sie haben zweierlei Erfolg: die Polizei wird auf den Michaelerplatz verlegt und Dollfuß bleibt in seinem Büro; dieser Anschlag erscheint ihm als weit gefährlicher.

Planetta spürt jetzt keine Müdigkeit mehr; als sie von Klosterneuburg hierhergekommen sind, wollte er sich in eine Ecke legen und schlafen, aber das ist vorbei; er ist überwach und gibt seine Befehle. Er und Holzweber haben bereits ihre Offiziersuniform mit den drei Hauptmanns- bzw. den zwei Oberleutnantssternen auf blauem Aufschlag angelegt. Jetzt *sind* sie auch Offiziere!

Die Männer strömen in Gruppen in die Bundesturnhalle. Das Gebäude ist eine alte Reithalle aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aber eben deshalb so geräumig. Dennoch riecht es in den Umkleideräumen wie in allen Turnsälen nach einem Gemisch aus Öl und Schweiß. Die Männer schwitzen arg; nicht nur, weil es draußen heiß ist, sondern auch vor Aufregung. Das ist ein ganz anderer Alarm. Es war nicht schwer, die Schlüssel zu erhalten; zwei Kriminalbeamte, die in alles eingeweiht sind, haben dem Hausmeister die Schlüssel abgefordert, weil sie eine „Hausdurchsuchung“ machen müssten.

Holzweber und Planetta kontrollieren die Männer; es sind überwiegend „Gediente“ dabei, die wissen, wie man eine

Uniform anzieht und sich „adjustiert“, wie es im alten österreichischen Armeedeutsch so schön heißt. Sie sollen wie ganz reguläre Soldaten aussehen, auch wenn die Uniformen noch ein wenig zerknittert sind. Sie haben ja wochenlang herumliegen müssen, teilweise haben sie die Männer bei sich zu Hause aufbewahrt und in Rucksäcken mitgebracht.

Dann werden die Gewehre ausgeteilt. Jeder Mann hat seinen Mannlicher Repetierstutzen Muster 1931, die Standardwaffe des Bundesheeres, von der Mannschaft öfters scherzhaft „Reparaturstutzen“ genannt und nur einen Ladestreifen mit fünf Schuss Munition bei sich, die Offiziere und Unteroffiziere haben ihre Steyr-Pistolen Muster 12/19 mit je acht 9 Millimeter-Patronen geladen und noch einen zweiten Ladestreifen in ihren Pistolentaschen bei sich. Das ist natürlich zu wenig, aber die Munition wird in Kisten auf einem eigens dafür vorgesehenen LKW transportiert genauso wie die beiden Maschinengewehre 7/12. Die gehören dazu, aber man wird sie sicher nicht brauchen.

Glaß überlässt das Umkleiden sowie die Waffenausgabe Holzweber und Planetta; er erwartet die LKW; nach und nach treffen sie ein und stellen sich hintereinander auf. 13 müssen es sein; Glaß geht immer wieder aufgeregt die Reihe entlang.

Doch die Aktion ist nicht unbemerkt geblieben, wie er geglaubt hatte. Major Wrabel, Feys Adjutant, hat es durchgesetzt, dass die Bundesturnhalle beobachtet wird; wenigstens einmal das! Da ist ein verlässlicher Beamter und er meldet über eine ganz normale Telefonzelle, was sich abspielt. Reger Zuzug von Männern, die dann bald uniformiert und bewaffnet herauskommen und auf die LKW aufsitzen. Aber noch immer geschieht nichts, denn man hat

einen Einsatz auf dem Michaelerplatz befohlen. Karwinsky, der jetzt alles in die Hand genommen hat, tobt. Das ist doch eine Falle! Die Hauptgefahr kommt aus der Siebensterngasse! Inzwischen ist der Polizeipräsident nicht mehr telefonisch zu erreichen und der Staatssekretär befiehlt dem Chef der Staatspolizei, die Alarmabteilung zur Bundesturnhalle zu schicken, ein Teil soll auf den Ballhausplatz.

Jetzt hat Glaß die Gefahr bemerkt; er lässt den Beamten, der so unverschämt aus einer Telefonzelle telefoniert, von einigen seiner Männer festnehmen, doch der Mann feuert, hat aber gegen die Übermacht auf Dauer keine Chance. Sie schleppen ihn auf einem der LKW mit. Man wird sich später um ihn kümmern, doch das geschieht nicht, denn er entkommt ihnen vom LKW und das lange, bevor sie am Ziel sind. Aber sie haben etwas anderes vor, als sich um einen einzelnen Mann zu kümmern.

Glaß gibt überstürzt den Befehl zur Abfahrt; im ersten LKW sitzt Holzweber, er soll inzwischen führen; er selbst wird später nachkommen, bis der letzte Wagen mit der Munition abgefahren ist. Da kommt auch schon das Polizeiauto angebraust, aber die Männer tun das Falsche. Sie halten die auf den Wagen abfahrenden Männer für reguläre Soldaten, die zum Einsatz fahren. Aber Glaß ist ihnen verdächtig, sie wollen ihn verhaften, doch sie scheitern kläglich. Dabei hat er nur seine Pistole vor sie hingeworfen und den Augenblick der Verwirrung genützt, um über eine Hoftüre direkt in der Stiftkaserne zu verschwinden. Was ist in die Polizisten gefahren? Haben sie die Pistole, die sie doch als eingeführtes Muster genauestens kennen, für eine Sprengladung gehalten? Der Mann ist jedenfalls verschwunden.

Glaß kennt sich in der Stiftkaserne gut aus; er verschwindet schnell aus den beiden großen Höfen und findet seinen Weg über verwinkelte kleine Höfe, enge Stiegen und lange Korridore; niemand ist ihm gefolgt; die Polizisten haben es sehr schnell aufgegeben, ihn zu fangen. Sie sind auf ihn losgegangen, weil er ihnen verdächtig erschien und weil es einfach war, einen einzelnen Mann festzunehmen und selbst das ist ihnen nicht gelungen.

Dann ist er draußen im Gewühl der Mariahilferstraße; doch er setzt die Flucht weiter fort, er ist wie ein aufgezogenes Uhrwerk; weg, nur weg! An die Männer, die zum Ballhausplatz fahren, denkt er nicht; er will sich in Sicherheit bringen. Die Zeit verrinnt; Glaß sucht ein Kaufhaus auf und wählt sich Hut und Mantel aus, den Hut zieht er tief in seine Stirn. Jetzt hat er vorerst einmal gewonnen und es kann ihm nichts mehr passieren. Er macht sich auf den Weg zum Bundeskanzleramt; zu Fuß.

Die Alarmabteilung der Polizei durchstöbert die Turnhalle und fährt dann in Richtung Ballhausplatz ab; ein Kriminalbeamter bleibt zurück, um die Kleider zu durchsuchen.

Die alte geheime Hofkanzlei gegenüber der Hofburg, gebaut nach den Plänen Hildebrandts, ist seit über 200 Jahren das eigentliche Machtzentrum Österreichs gewesen; in ihr hat der Staatskanzler Kaunitz gewirkt, hier fand der Wiener Kongress statt und hier amtierten bis 1918 die Außenminister der k.u.k. Monarchie sowie die k.k. Ministerpräsidenten. Das alte System war dahingegangen, aber das Symbol der Herrschaft

über das nun klein gewordene Land war übriggeblieben. Auch der Bundespräsident hat seine Amtsräume dort, denn niemand wagte zu dieser Zeit, den Sitz des nominellen und formalen Staatsoberhauptes in die kaiserliche Burg zu verlegen. Es wäre allen Bundespräsidenten, besonders aber dem amtierenden Wilhelm Miklas, der noch unter dem Kaiser Reichsratsabgeordneter gewesen war, wie ein Sakrileg oder zumindest lächerlich erschienen. Da gab es noch den Namen, welchen Europa, zumindest bis zum Ende des Habsburgerreichs mit Ehrfurcht oder Achtung aussprach: der Ballhausplatz. Das galt für das Gebäude und bedeutete so viel wie die Downingstreet in London, der Quai d'Orsay in Paris oder die „Sängerbrücke“ im alten St. Petersburg. Der Name kam aber nicht vom Tanzen, obwohl man das den Wienern natürlich zugetraut hätte, sondern von einem Holzgebäude, in dem im 16. Jahrhundert Federball gespielt worden war und das man längst abgerissen hatte. Aber es war noch immer der Ballhausplatz. Österreich und mit ihm das Haus am Ballhausplatz hatte in die zweite, eher noch in die dritte Reihe der europäischen Staaten zurücktreten müssen, Downingstreet und Quai d'Orsay waren in ihrer Bedeutung noch mehr emporgestiegen; bloß die „Sängerbrücke“ bedeutete nun gar nichts mehr, denn das politische Zentrum des neuen Sowjetreichs wurde der Kreml in Moskau.

Die Hauptfront des Bundeskanzleramts und der Trakt gegen den Volksgarten zu lagen in der prallen Mittagssonne, doch diese vornehmen Gebäude leiden nicht unter der Sommerhitze; dazu sind sie zu alt und ehrwürdig, die Mauern sind dick und halten Hitze und Kälte fern; man kann in diesen Räumen gut arbeiten, denn das Wetter bleibt ausgeschlossen.

Die Beamten in diesem Haus sind gut und solid angezogen; das ist Vorschrift; nicht umsonst ist man an der Regierungsspitze. Hemdsärmeligkeit gibt es nicht und auch die Damen in untergeordneten Positionen tragen schöne, dunklere Kleidung; nackte Beine sind total verpönt, doch auf einen solchen Gedanken käme ohnehin niemand. Fast scheint es, als wäre die Zeit doch ein wenig zurückgeblieben oder zumindest langsamer vergangen, auch wenn der Bundeskanzler der Sohn einer Bauerntochter aus Texing in Niederösterreich ist. Er hatte zuerst Priester werden wollen und dann die Laufbahn eines Juristen eingeschlagen; Reserveoffizier im Krieg, Oberleutnant bei den Kaiserschützen, einer Tiroler Eliteeinheit, obwohl er gar nicht aus Tirol stammt und kleingewachsen war; er musste bei der Musterung schwindeln, dass man ihn überhaupt genommen hatte. Doch er hat sich tüchtig geschlagen, war Kommandant einer Maschinengewehrkompanie geworden und bei seinen Leuten überaus beliebt. Man nannte seine Kompanie im Spaß und doch ein wenig stolz „Dolly-MG“. Er war kein Revolutionär und schon gar kein Prolet; Österreich war eine Republik und eine Demokratie, aber nicht so ganz nach den strengen westlich-liberalen Maßstäben, doch das hätte die Zeit und die inneren Umstände in diesem Land nicht zugelassen und Dollfuß hatte – typischer Jurist und profundur Kenner der Geschäftsordnung – die Selbstauflösung des Parlaments im März 1933 zu seinen Gunsten genützt. Das neue Italien stellte seit dem „Marsch auf Rom“ nicht mehr den Feind dar, es schützte den so klein und ohnmächtig gewordenen Gegner von einst; es lieferte Waffen und Mussolini gewährte außenpolitische Unterstützung. Dollfuß musste einfach zugreifen, es blieb ihm keine andere Wahl. Es wäre aber nicht Italien gewesen, wenn es nicht Bedingungen

gestellt und sich eingemischt hätte, doch das passte dem Bundeskanzler durchaus; er brauchte Hilfe gegen die Gefahr der Roten und Mussolini drängte ihn, endlich zuzupacken und er brauchte seit dem Jänner 1933 auch Hilfe gegen das neue Deutsche Reich, obwohl Dollfuß durchaus deutsch empfand und dachte. Aber in Berlin regierte jetzt mit Adolf Hitler jemand, dem man sich nicht so gerne anschließen würde. Dollfuß fühlte sich immer noch als Soldat: angreifen, zurückschlagen. Es war die Mentalität eines Oberleutnants und auf der roten Seite standen genau auch solche Oberleutnants, die so dachten und handelten. Sie hatten es im Krieg so gelernt und erlebt. Die Roten wollten kämpfen und wenigstens in Ehren untergehen; das war schließlich im Februar dieses Jahres geschehen. Der andere Feind aus Deutschland und seine österreichischen Bannerträger würden es wohl nicht wagen, Österreich jetzt anzugreifen; das würde Mussolini nicht zulassen. Anschläge gab es, aber bedrohlich konnte das alles nicht sein. Und jetzt kam wieder so ein Anschlag; doch das würde sich bald klären; die Truppen waren schon nach hierher unterwegs.

Die Wagen brausten daher; das Kanzleramt kam in Sicht. Holzweber und Planetta hatten oft mit hasserfüllten Blicken dieses Gebäude gemustert. Diese elende Tintenburg sollte gestürmt oder wenn nötig zusammengeschossen werden. Doch heute machte man es anders und auch das war gut. Noch heute morgen in der stickigen Klosterneuburger Badehütte und am frühen Nachmittag in den goldverzierten Kanzleramtsräumen! einen größeren Gegensatz gab es wohl nicht.

Vorwärts! Auf die ersten Minuten kam es an, auch wenn die Wache, wie man definitiv wusste, gar keine Munition in den Gewehren hatte. Sie blickten nicht nach rückwärts, sie zählten auch die Wagen nicht, sonst hätten sie bemerkt, dass der Munitions-LKW nicht mehr dabei war.

Hinein in den Innenhof! Besser konnte der Anfang gar nicht sein, denn der Wachkommandant glaubte die Ablösung vor sich zu sehen; er machte vor dem Hauptmann in der Uniform mit den blauen Deutschmeisteraufschlägen vorschriftsmäßig die Meldung:

„Ich übergebe die Wache... sie bestreitet bei Tag...“

Da war es auch schon vorbei.

„Hände hoch!“

Die Männer der SS-Standarte legten ihre Stutzen an und die alte Wache musste sich ergeben. Holzweber hatte nicht einen Augenblick mehr an Fridolin Glaß, den militärischen Führer gedacht. Wer weiß, wo er stecken mochte! Das war ihm gleich, jetzt führten er und Planetta das Kommando! Sie werden schon sehen, wie sie das schmeißen!

Vorwärts! Die in Klosterneuburg gemachten Pläne traten in Kraft. Besetzung der Räume laut Einteilung! Widerstand sofort brechen!

Dollfuß, Fey und Karwinsky hatten mit Erleichterung von Fenster des Kanzlerzimmers die Wagen einfahren gesehen. Die Truppen waren aber schnell gekommen; General Zehner hat wohl ordentlich Dampf gemacht. Doch was war das? Die Soldaten sicherten nicht, Lärm und Geschrei drang herauf, Türen wurden aufgerissen, wildes Laufen über die

Stiegen und auf den Gängen. Feys Adjutant, der Gen-darmeriemajor Wrabel, schrie ins Kanzlerzimmer hinein:

„Die Nazis sind im Haus!“

Selbst in diesem Augenblick konnte Fey seine Rechthaberei nicht aufgeben; vorwurfsvoll rief er Dollfuß zu:

„Da sind sie jetzt! Du hast es mir nicht glauben wollen.“

Holzweber sucht die Minister im Sitzungssaal, doch der war leer.

„Suchen, weiter, weiter.....“

befiehlt er. Sie müssen noch im Haus sein, sie werden sich versteckt haben, denkt er. Man muss sie herausholen.

„Vorwärts!“

Die Beamten werden aus ihren Kanzleien in den Hof getrieben, aber natürlich ist dort keiner von den Ministern; da kann man noch so genau nachsehen.

Im Kanzlerzimmer packt Karwinsky den Bundeskanzler am Arm. Nur weg von hier! Sie laufen durch den Säulensaal, Karwinsky schreit, dass er einen Ausweg vom dritten Stock ins Staatsarchiv weiß; von dort geht es über den Eingang vom Minoritenplatz hinaus ins Freie.

Doch da mischt sich der Türhüter Hedvicek ein; die Tür zum Staatsarchiv sei mit Sicherheit versperrt; er wisse einen besseren Weg über die Präsidentschaftskanzlei. Dollfuß überlegt nicht lange; Hedvicek ist ein Faktotum des Hauses und kennt sich besser aus als sein Staatssekretär! Er folgt ihm, wieder zurück in sein Arbeitszimmer und dann ins

Eckzimmer, wo eine Tür ins Kongresszimmer führt; doch diese Tür geht nicht auf!

Fey ist im Säulensaal stehen geblieben und tritt den Männern entgegen. Er sieht die blauen Aufschläge „seines“ Regiments und schreit wie auf dem Kasernhof:

„Und Ihr wollt Deutschmeister sein, Ihr Schweine!“

Irgendwie hat er geglaubt, sich dadurch Respekt zu verschaffen. Muss ihn, den Theresienritter, der aus diesem Regiment hervorgegangen ist, doch jeder Deutschmeister-Wuckel kennen. Doch da ist er gewaltig im Irrtum. Man gehorcht ihm nicht, schleppt ihn zusammen mit dem Staatssekretär in den Säulensaal zusammen mit den höheren Beamten. Sie drohen ihnen, sie sofort zu erschießen, wenn sie zu flüchten versuchen oder miteinander sprechen.



Planetta läuft mit entsicherter Pistole auf den Bundeskanzler zu. Er ist überwacht wie auf einer Wolke, er fühlt, dass er jetzt alles entscheiden kann. Er brüllt

„Hände hoch!“

Er ist mächtig und da steht dieser kleine Mann vor ihm, dieses Häufchen Elend; so sieht er aus. Das hätte sich diese Metternich-Karikatur wohl niemals gedacht, dass ihn ein hinausgeworfener Deutschmeister-Unteroffizier einmal arretieren würde. Doch der kleine Kanzler hat das Davonlaufen satt. Feig war er nie und er will es auch jetzt nicht sein, er dreht sich und will dem Mann die Pistole entreißen; der kleine Mann springt ihn an; damit hatte Planetta nicht gerechnet; er fährt erschreckt zusammen. Wenn er die Hände oben gehalten und um Gnade gebeten hätte, dann hätte er sich großmütig gezeigt, großmütig im Augenblick seines größten Triumphes, doch er drückt ab, fast automatisch. Das wäre ja noch schöner, wenn er ihm die Waffe entwunden hätte. Planetta ist noch auf Touren, der Schuss hat ihn nicht zur Besinnung gebracht und ihm die Augen geöffnet. Er ist geladen vor Hass und Eifer; der Türhüter will sich um den zu Boden gesunkenen Dollfuß bemühen, aber Planetta herrscht ihn an:

„Hände hoch! Gesicht zur Wand!“

Das wird ihm kein zweites Mal passieren, dass ihn einer angeht. Dann treibt er den Mann weg zu den anderen Beamten, den Dollfuß lässt er am Boden im Ecksalon liegen. Planetta geht zu seinen Kameraden; er meldet dem „Hauptmann Friedrich“, was passiert ist; er übertreibt vielleicht, aber nur wenig; er hat einfach schießen müssen.

Dieses Mal wird sie niemand aufhalten; wie in Klosterneuburg festgelegt, brechen die Leute von Domes in zwei Gruppen auf. Die erste Gruppe, die er persönlich führt, geht in Zivil vom Ring über die Seilerstätte zur Johannesgasse zum Gebäude des österreichischen Senders RAVAG vor. Zwei NS-Männer in Polizeiuniformen begleiten sie. Es ist genau 13 Uhr; man fragt nach dem Direktor Nüchtern, doch das dient nur zur Ablenkung; sie stürzen sich auf die Wache stehenden Polizisten und entwaffnen sie, so schnell es nur geht; ein einzelner Polizist tritt ihnen entgegen; sie schießen ihn sofort nieder und dann ist der Weg für diese Gruppe frei.

Die zweite Gruppe unter Erich Schredt dringt von der Kärntnerstraße kommend über den Hof der Volksschule über die Parterrefenster des Rundfunkgebäudes ein. Das hat geklappt, Domes ist überglücklich; er hat seinen Teil geleistet. Der Sprecher wird gezwungen, seine Sendung zu unterbrechen und eine Nachricht vorzulesen, die ihm Domes auf einem Zettel vor die Nase hält; in der anderen Hand hat er eine Steyr-Pistole.

„Die Regierung Dollfuß ist zurückgetreten. Dr. Rintelen hat die Regierung übernommen. Präsident Miklas ist von seinem Amt zurückgetreten. Es werden allgemeine Wahlen ausgeschrieben.“

Das reicht für den Augenblick; mehr hat Domes nicht bei sich, aber man wird diese Nachricht noch oft genug wiederholen, bis ein neuer und längerer Text kommt. Viel-

leicht spricht Rintelen auch schon selbst. Vorerst wird Marschmusik gespielt.

Aber die schlaunen Planer haben eines vergessen: es gab noch eine zweite Telefonzentrale und Sendeanlage in der Schellinggasse; sie haben nur die eine besetzt, die Leitungen ausgeschaltet und alle Eingänge verbarrikadiert. Von diesen Telefonen rief man die Polizei und die Alarmabteilung war in Windeseile herangebraust. Man besetzte die Dächer in der Annagasse und auf einem gegenüberliegenden Haus und der Feuerzauber geht los. Die Verstärkerröhre wird getroffen und dann zersplittert das Glas des Senderraums. Nichts, rein gar nichts konnte mehr von hier gesendet werden; außerdem hat man den Bisambergsender abgeschaltet und Feuer brach aus, als die Polizei Handgranaten in den Senderraum geworfen hatte.

Ein Hinauskommen gab es nicht mehr, das Gebäude war fest eingeschlossen. Domes' Leute konnten sich in der unteren Etage nicht mehr halten und zogen sich in den oberen Stock zurück. Im Feuerkampf fiel Schredt, der Führer der zweiten Gruppe. Ein völlig Unbeteiligter, ein Schauspieler, rannte in sinnloser Angst auf die Straße und brach im Kugelhagel tot zusammen. Dann gaben sie auf; zuerst die beiden uniformierten Polizisten. Einem von ihnen gelang es, im Tumult unterzutauchen und dann war es für die Männer der SS-Standarte 89 zu Ende. Insgesamt hatten zwei Polizisten, ein Schauspieler und ein Rundfunkangestellter ihr Leben gelassen. Und das für drei Sätze und nicht einmal eine Minute Sendezeit.

Er hatte es ja gewusst, dass er sich auf diesen Haufen nicht verlassen konnte. Bloß hatte er beide Male in Klosterneuburg nichts gesagt; das hätte nicht in die allgemeine Stimmung gepasst, wenn er dort verkündet hätte, mit diesen Männern kann er unmöglich das Wiener Telegrafenamnt besetzen. Glaß hätte ihn niedergedonnert, ein Unmöglich gab es für einen SS-Mann nicht. Und nun war genau das eingetreten, wie er es sich schon immer gedacht hatte. Als SS-Sturmbannführer Bauer gegen 13 Uhr vor das Telegrafenamnt kam, stand dort niemand von seinen 15 Leuten. Vielleicht hatte er etwas missverstanden, also lief er hinüber zum Bundeskanzleramt, doch dort war schon Militär, Heimwehr und Polizei. Dann zurück zum Platzkommando, aber auch hier war nichts zu sehen außer ganz normalem Dienstbetrieb und außerdem hatte es ja geheißen, am 25. Juli fällt das Platzkommando als Sammelplatz aus. Es wird erst wieder wichtig, wenn Planetta mit seinen Männern vom Kanzleramt kommt und das Gebäude in der Universitätsstraße besetzt. Doch da war nicht das geringste Anzeichen zu bemerken. Aber was tut man nicht in seiner Verzweiflung und wenn man sich nicht mehr auskennt? Noch einmal zurück zum Telegrafenamnt; es ist jetzt schon halb drei Uhr und da stehen zwei Männer. Was soll er mit ihnen? Zum Teufel! Das Gebäude ist jetzt schon bewacht und gesichert; wie das Bundeskanzleramt. Abziehen, da gibt es nichts wie nur abziehen. Er hat ein Riesenglück und wird in den Wirbelsturm der Ereignisse nicht hineingezogen. Von der kampf- und ergebnislosen Aktion wird nicht mehr geredet; zumindest nicht in den nächsten vier Jahren.

Wie berauscht haben Rintelen und Weydenhammer im Hotelzimmer des „Imperial“ die längst erwartete Ansage aus dem Radio gehört. „Bundeskanzler Rintelen“, das ist ein absoluter Höhepunkt in seinem Leben! Tränen der Freude steigen ihm in die Augen. Sie warten auf eine Wiederholung der Meldung, aber es kommt nichts mehr. Sie trösten sich, stellen sich gegenseitig kurze Fristen, wann die nächste Ansage über den Äther zu hören sein wird.

Was kann denn da passiert sein? 17 erprobte Männer und Domes an der Spitze! Weydenhammer beruhigt Rintelen; er wird selbst in der Johannesgasse und beim Kanzleramt nach dem Rechten sehen und sich dann sofort zurückmelden. In der Kärntnerstraße hört er bereits das Schießen. Also darum keine weiteren Durchsagen! Rintelen erhält einen Glückwunsch über das Telefon. Es bleibt als einzige Gewissheit, dass der erste Anruf auch von anderen in Österreich gehört worden ist.

Von seinem Beobachtungsplatz im Gasthaus Tischler in der Schauflergasse hatte Wächter die LKW ins Kanzleramt einfahren gesehen, doch dann war das Tor geschlossen worden; sicher richtig, wie er es beurteilt. Doch das ist nicht mehr richtig, dass nach einer knappen Viertelstunde Bundesheer, Heimwehr und Polizei kommen und das Kanzleramt einschließen. So ganz funktioniert kann die Sache also nicht haben, denn Wächter, der keine Nachrichtenverbindung besaß – an so etwas haben sie nicht gedacht – hätte ja mit Rintelen und Weydenhammer direkt ins Kanzleramt zur gefangen gesetzten Regierung hineingehen sollen. Er pirscht sich an das Gebäude heran;

man sieht ihn und ruft ihm durch die Fenster zu, dass die Regierung entkommen ist.

Dann taucht plötzlich ein Mann vor ihm auf; Wächter schrickt zusammen, doch dann erkennt er Glaß in seiner seltsamen Verkleidung mit tief ins Gesicht gezogenem Hut. Jetzt versteht er gar nichts mehr. Glaß, der militärische Führer ist hier draußen, seine Leute agieren drinnen allein. Dann ist auch schon Weydenhammer da und sie fallen beide über Glaß her.

„Wie konnte das passieren?“



Glaß teilt ihnen nur einen Teil der Wahrheit mit; von seiner Flucht erzählt er klarerweise jetzt nichts. Er sei etwas später angekommen, da wäre das Tor schon geschlossen gewesen; die Leute waren zu vorsichtig; auch der Munitions-LKW ist nicht mehr hineingefahren. Jetzt haben sie drinnen nur mehr das, was in den Gewehren und Pistolen an Munition steckt. Natürlich reicht das aus, um die Leute im Haus in Schach zu halten, aber wenn es zu einem Sturmangriff von außen kommt, ist das zu wenig. Dazu wird es aber nicht kommen, reden sie sich gegenseitig zu. Wo der Munitions-LKW jetzt ist, wollen sie von Glaß wissen; er hat ihn schnell wieder umkehren lassen, denn sonst hätte ihn die Exekutive erwischt; auch wenn es ein Privatfahrzeug war, hätte ihn die Polizei für verdächtig gehalten. Das Auto ist also fort, aber die Munition haben sie noch.

Weydenhammer und Wächter gehen zu Rintelen ins „Imperial“. Man muss ihn herausholen, damit er die Regierung übernimmt. Das hat man doch schon im Rundfunk gehört; und er muss mit seiner ganzen Autorität Militär und Polizei vor dem Kanzleramt zum Abzug bringen. Nur er kann das fertig kriegen; er hat nun einmal die Regierung übernommen.

Glaß bleibt in Wartestellung auf dem Ballhausplatz.

Etwa vierzig Minuten hat man den Kanzler liegengelassen, ohne sich um ihn zu kümmern. Planetta, der Schütze, ist gleich weggegangen. Man fragt unten im Hof bei den festgehaltenen Beamten, ob jemand einen Notverband anlegen könne. Sie selbst wollen es nicht tun. Sie hassen

diesen Mann über alles und außerdem können sie keinen Mann entbehren. Es melden sich zwei entwaffnete Polizisten, Messinger und Greifeneder und man schickt sie mit Bewachung hinauf. Die beiden Polizisten sind keine wirklichen Sanitäter; sie heben den in seinem Blut liegenden Dollfuß auf und legen ihn auf ein Sofa im Eckzimmer. Sie tun es ungeschickt und Dollfuß erwacht aus seiner tiefen Ohnmacht; man schüttet ihm versehentlich Lysoform auf die Lippen. Er ist bei Besinnung und kann sprechen; man holt keinen Arzt und keinen Priester. Seine Bitten zerbrechen an der knappen Feststellung, dass das ganze Haus umzingelt und niemand hinaus könnte. Man lügt ihm vor, er brauche keinen Arzt, er habe nur eine Fleischwunde. Aber da kommt man bei ihm nicht durch; er hat zu viel Fronterfahrung, hat so viele schwer verletzte Soldaten gesehen und weiß die Anzeichen sehr wohl zu deuten. Man solle sein Bein hochheben; er spürt nichts mehr, er ist gelähmt. Er will einen Priester, wenn es zu Ende geht, aber man lässt die beiden gefangenen Wachleute nicht weg. Es ist ein strenger Befehl, niemanden hinauszulassen, wiederholt man ihm.

Einer der SS-Männer tadelt ihn, es wäre ihm nichts geschehen, wenn er sich nicht gewehrt hätte und Dollfuß entwaffnet ihn mit der Feststellung, er sei doch Soldat gewesen.



Mit Planetta ist nichts mehr anzufangen; erst jetzt kommt ihm zu Bewusstsein, was er angerichtet hat. Er erzählt seinen Kameraden, es sei ein unglücklicher Zufall, ein Unfall gewesen; er könne nichts dafür. Er sagt es trotzig und ringt um Zustimmung und Bestätigung; er sei in ihn hineingerannt und da hat er den Abzug betätigt. Doch die Männer hören nicht richtig hin, sie wollen wissen, ob Dollfuß schon tot sei und er sagt darauf, er weiß es nicht, er glaubt es auch nicht; man hat ihn ja erst verbunden.

Man hat keine Zeit, Planettas Gedanken und Erklärungen nachzuhängen. Wenn er tot ist, dann ist es umso besser, meinen die einen. Sie haben oft genug wie die Roten den Fluch auf den Lippen gehabt: "Dollfuß verrecke!" Nun, das ist jedenfalls schon fast oder bald so weit. Planetta will sich selbst nicht verunsichern, es war nicht seine Schuld,

doch das ist bei den Besetzern des Kanzleramts gar nicht das Hauptproblem. Es geht darum, den Erfolg sicherzustellen. Holzweber sagt sich das immer wieder; und er ist jetzt ganz auf sich allein gestellt. Glaß ist irgendwo und mit Wächter hat er keinen Kontakt. Er fühlt aber schon die Größe des historischen Moments.

Sicherstellung des Erfolgs heißt für ihn und die anderen: Dollfuß muss zurücktreten und Rintelen mit der Regierung betrauen; dann kann gar nichts mehr schief gehen! Rintelen muss Befehl geben, dass die Truppen und die Polizei vom Kanzleramt zurückgezogen werden. Darauf kommt es vor allem an.

Die Besetzer sprechen auf Dollfuß ein, doch Dollfuß möchte den Minister Schuschnigg sprechen. Er weiß nicht mehr, dass er ja alle Minister weggeschickt hat. Man sagt ihm ungeduldig, dass dieser Herr nicht mehr im Hause sei. Also will er mit dem Staatssekretär Karwinsky sprechen; er erinnert sich, dass er noch hier sein müsste. Er wollte ihm doch einen Fluchtweg zeigen. Doch sie bringen diesen Mann nicht. Dollfuß klagt vor sich hin, bedankt sich bei den Polizisten, die ihm helfen wollen und Umschläge machen. Er sagt, er hätte Frieden und Versöhnung gewollt und nun das! Österreich ist angegriffen worden und hat sich verteidigen müssen. Gott möge ihnen verzeihen.

Dann erscheint Fey und fragt, eher förmlich als anteilnehmend, wie es Dollfuß gehe. Und der antwortet, dass es nicht besonders gut sei, aber das könne er selbst sehen. Er bittet Fey, dass sich Mussolini um seine Familie kümmern solle, doch er kann nicht weitersprechen, weil ihm einer der Besetzer ins Wort fällt:

„Keine Privatangelegenheiten!“

Er soll Fey den Befehl erteilen, dass jeder Angriff von außen zu unterbleiben hat, bis die neue Regierung unter Rintelen gebildet ist.

Der Kanzler verfällt zusehends, umso heftiger reden sie auf ihn ein. Sie glauben, irgendwie gehört zu haben, dass er gesagt hätte, man solle unnützes Blutvergießen vermeiden. Das steht völlig im Gegensatz zu dem, was Planetta, der sich inzwischen wieder gefangen hat, den festgehaltenen Beamten zuruft:

„Wenn das Haus angegriffen wird, kommt keiner von euch lebend davon!“

Holzweber gibt Fey den Befehl, den Willen des Bundeskanzlers zu verkünden, vor allem die Hauptsache: Vermeidung von Blutvergießen. Damit kann man etwas anfangen, das ist doch immerhin schon etwas. Fey fragt den Kanzler, ob er das auch will. Dollfuß macht eine Handbewegung; er ist schon fast nicht mehr auf dieser Welt; dort drüben sieht alles ganz anders aus.

Dafür steht Fey umso fester auf dem Boden dieser Welt. Er entwirft auf einem Zettel an die gesamte Exekutive und die Bevölkerung Österreichs einen Aufruf. Von Ruhe bewahren und Ordnung halten ist da die Rede und ausdrücklich steht auch drinnen, dass Dollfuß die Regierung in die Hände Rintelens gelegt hat.

Die Rebellen setzen auf Fey, er muss jetzt handeln, er ist noch immer populär, als Minister und Soldat, als Deutschmeister-Haudegen und Theresienritter. Vorbei ist seine böse Aufwallung gegen die putschenden Deutsch-

meister. Man verspricht ihm, dass er etwas wird oder bekommt, wenn er die Sache hier zu einem guten Ende bringt. Und Fey glaubt auch, dass er diese Herren hier schon überspielen kann. Die Hoffnung währt nur kurz; als er begleitet von den Besetzern den Balkon des Kanzleramts betritt und laut nach dem neu ernannten Bundeskanzler Rintelen fragt, erhält er eine derartige moralische Ohrfeige, dass er vorerst aufgibt, noch etwas zu sagen.

„Der Herr Bundespräsident hat alle im Hause eingeschlossenen Funktionäre und Beamten ihres Amtes entbunden.“

ruft ihm der Heimwehrführer Neustädter-Stürmer zu.

Aber wieso der Bundespräsident? fragen sich die führenden Männer der SS-Standarte 89. Er müsste doch von unseren Leuten in seinem Kärntner Urlaubsquartier längst verhaftet worden sein. Sie können es nicht wissen, dass der Polizei der einzige und unbestreitbare Erfolg beschieden war, das Greifkommando lange vor dem Ziel abzufangen und dass der Bundespräsident in telefonischer Verbindung mit den Ministern steht, vor allem aber mit dem Justizminister Schuschnigg, der rechtzeitig aus dem Kanzleramt entkommen war. Nach der Verfassung kann nur der Bundespräsident die Regierung entlassen und einen neuen Bundeskanzler ernennen; das ist keine Frage, aber darum wollen sich die immer nervöser werdenden SS-Männer nicht kümmern. Wer geht denn schon nach der Verfassung vor, wenn man eine Revolution machen will?

Wächter und Weydenhammer sehen, dass jetzt auf dem Ballhausplatz nichts mehr für sie zu tun ist. Sie wollen so schnell als nur möglich zu Rintelen ins Hotel „Imperial“; doch der Mann, auf den sie ihre Hoffnung setzten, ist plötzlich ohne jeden Schwung; von ihm ist nichts mehr zu erwarten. Er gibt sich geschlagen, sagt, er werde sich erschießen und man könnte dann alles auf ihn schieben.

Damit sind sie selbstverständlich nicht einverstanden. Wächter will ihn damit hochreißen, dass er ihm versichert, es sei noch lange nichts verloren, vor allem dann, wenn die NS-Leute in der Exekutive eingreifen. Polizeipräsident Steinhäusel wird den Befehl übernehmen und alles kann sich noch wenden. Und dann sind da noch die Parteigenossen im Bundesheer! Sinzinger und die anderen; sie müssen zuschlagen und verhindern, dass die Truppen gegen die Nationalsozialisten vorgehen, müssen dafür sorgen, dass die Truppen stillhalten. Vielleicht kommen uns Truppenteile sogar zu Hilfe; und da ist noch etwas: die Parteigenossen auf dem Lande warten nur auf das Losschlagen; sicher, man hat geglaubt, es elegant und mit einem Handstreich zu erledigen, über den man in Europa nur so gestaunt hätte, aber nun muss es mit einem Großangriff gehen. Man muss den Bürgerkrieg riskieren. Wächter ist aber klug genug, nicht den Februaraufstand der Roten als Beispiel anzuführen. Man wird Steinhäusel suchen und dann wird es laufen.

Rintelen glaubt es nicht.

Holzweber versucht es mit Telefonaten nach allen Seiten. Innerhalb kurzer Zeit hat sich das Blatt gewendet. Rintelen

ist nicht gekommen, die Vermittlung Feys hat nichts genützt, auch wenn der von ihm geschriebene Zettel von einem Mitverschworenen, dem Polizeibeamten Kamba, hinausgeschmuggelt und ins Regierungsgebäude am Stubenring zu den dort tagenden Ministern gebracht wird. Gewiss, sie haben noch Fey und Karwinsky und man wird sagen, dass der Bundeskanzler verwundet ist. Und dann hat man ja auch noch die vielen Beamten als Geiseln in der Hand.

Fast scheint ihn jetzt die Müdigkeit zu übermannen; zwei lange Nächte in dieser Klosterneuburger Badehütte bei intensivster Arbeit und ohne eine einzige Minute Schlaf; aber er rafft sich immer wieder hoch; allein auf ihn kommt es jetzt an.

Er ruft Steinhäusel an, aber er erreicht ihn nicht, auch keinen anderen der wichtigeren Sympathisanten. Das kann ein gutes aber auch ein schlechtes Zeichen sein; ein gutes, wenn die Männer schon auf dem Weg hierher sind und nach dem Rechten sehen und ein schlechtes, wenn sie sich verleugnen lassen. Dann wäre die Sache schiefgelaufen, aber Holzweber weigert sich, das zu glauben.

Er hat in der Leitstelle im Café EILES mehrmals anrufen lassen; er fragt nach Wächter und Weydenhammer, ob sie sind längst nicht mehr dort, er fragt nach dem Polizeibeamten Rotter alias Kunz; auch nichts. Er erreicht dort nur den Melder Walter Tschinkel, den Studenten; aber das ist für Ihn keine Hilfe.

Fridolin Glaß ist noch immer auf dem Ballhausplatz; er ist nicht mit zu Rintelen gegangen. Was soll er dort? Außerdem will er sich nicht immer wieder die Vorwürfe anhören müssen, warum er denn nicht ins Kanzleramt hineingegangen ist, warum er zu spät gekommen ist und nicht versucht hat, ins Gebäude zu gelangen. Als ob das jetzt noch etwas geändert hätte! Die Bewaffneten vor dem Kanzleramt, das sieht er mit einem Blick, sind um ein Vielfaches stärker als die SS-Standarte 89 im Gebäude. Er will beobachten; er fühlt sich in seiner Tarnung sicher. Ein Heimwehrmann, kein Polizist oder Soldat, dem Fridolin Glaß verdächtig vorkommt, nimmt ihn fest; es ist 15 Uhr 30. Seinen Trick von heute Mittag kann er nicht wiederholen. Es sind schon zu viele Menschen da, vor allem zu viele Bewaffnete. Wenn er Widerstand leistet, fällt man womöglich über ihn her. Er lässt sich in die nahe gelegene Heimwehrkaserne in der Teinfaltstraße bringen; dort zeigt er seinen Ausweis vor; er heißt Gustav Linkert, ist von Beruf Sportlehrer, wurde 1906 in Reifnitz in Kärnten geboren und auch dort zuständig. Als Wohnsitz ist Klosterneuburg, Sachsengasse 4 angeführt. Man findet bei dem Sportlehrer auch viel Geld, 5280 Schilling in Banknoten. Natürlich gibt er darüber keine Auskunft; das ist Privatsache; er ist doch hier nicht unter die Räuber gefallen. Im Übrigen gibt er sich harmlos. Es geschieht ihm auch nichts, als er ins nächste Polizeikommissariat überstellt wird. Er bleibt 14 Tage in Haft; niemand überprüft seine Papiere genauer, niemand kennt ihn niemand sieht sich die Adresse in der Sachsengasse und das ganze Klosterneuburger Umfeld an, das ist alles so ganz harmlos.

Vielleicht hatten auch andere Kräfte bei der Polizei die Hände im Spiel, um den eigentlichen Führer der Aktion Ballhausplatz nicht auffliegen zu lassen.

Wenn ein Polizist umgebracht worden ist, dann kennen seine Kameraden keinen Pardon gegenüber den Tätern; das ist überall in der Welt so. Die Polizei fasst die Männer der Gruppe Domes, die kurze Zeit das Rundfunkhaus besetzt gehalten hatte, hart an. Man prügelt sie auf dem Weg zu den Polizeiautos, auch vor den Leuten und sie erhalten von den Polizisten im Polizeiwachzimmer Hegelgasse heftige Schläge. Das geschieht meistens so, dass die Polizisten die Verhafteten auf andere Polizisten stoßen, die ordentlich zuschlagen, weil sie ja angegriffen worden sind und das wiederholt sich einige Male. Selbstverständlich werden sie „geschlossen“ und zur Sicherheit auch noch aneinander.

Plötzlich erscheint der Stadthauptmann Schattl auf der Wachstube. Er ist gar nicht empört über den toten Polizisten; er schnaubt die Wachleute derart an, dass sie klein begeben. Was ihnen nicht einfällt, die Leute zu schlagen und zu fesseln! Noch dazu, wo einige von ihnen verletzt sind! Hofrat Schattl tut, was er kann; er verbietet aufs strengste jede weitere Misshandlung und lässt die Verletzten ins Spital bringen. Domes kann der mit den Nazis sympathisierende Polizeihofrat nicht retten; da würde er sich selber gefährden. Domes hat auch, um seine Kameraden vor weiteren Hieben zu bewahren, schon vorher zugegeben, dass er allein der Führer dieser Aktion und für alles verantwortlich gewesen ist. Domes ist der erste Todeskandidat, der der Exekutive an diesem Nachmittag in die Hände gefallen ist

Dollfuß hat blutigen Schaum vor dem Mund; der Todeskampf würde bald zu Ende sein, die Besetzer konnten nichts mehr mit ihm anfangen. Seine Worte hatten nichts bewirkt. Es war gegen 16 Uhr. In den Räumen ist es jetzt überall unerträglich dumpf, die Stimmung steigt auf den Siedepunkt.

Holzweber geht es nicht mehr darum, eine NS-Regierung zu errichten, er kämpft nur mehr, um mit seinen Leuten heil aus dieser Situation herauszukommen; alles andere interessiert ihn nicht mehr. Vielleicht gab es einen Volksaufstand; dann würde man das Ruder noch einmal herumreißen, aber man konnte erst dann wieder etwas bewirken, wenn man draußen war.

Polizei und Bundesheer – nichts! Es ist gegen 17 Uhr. Es bleiben die Deutsche Botschaft und Fey; auch wenn er vorerst einmal versagt hat. Man lässt ihn wieder auf den Balkon treten und Verhandlungen anbieten.

Die Regierung verlangt die sofortige Räumung des Kanzleramts innerhalb von 20 Minuten und gewährt freien Abzug bis zur deutschen Grenze, falls es keine Todesopfer gegeben hat. Bundesheer soll die Begleitung stellen. Es geht noch eine ganze Weile hin und her und von den 20 Minuten ist nicht mehr die Rede. Man verlangt auch die Zusicherung, dass die Bedingungen über den freien Abzug im Radio durchgesagt werden sollen.

Holzweber traut der Sache nicht; jetzt noch die letzte Karte ins Spiel: Anruf beim Deutschen Botschafter! Wieder ist Fey mit dabei und bestätigt die Angaben des „Hauptmanns Friedrich“. Dann erscheint der deutsche Botschafter Dr. von Rieth. Er ist eine einzige Verlegenheit und redet nur herum, er wolle nur auf die Bitten von Herrn Fey intervenieren, sonst

ginge ihn das alles gar nichts an. Dann begibt er sich aber doch zu einem Seiteneingang des Kanzleramts und spricht mit „Friedrich“. Hilfe erhält dieser keine; ein so erbärmlich Gescheiterter wie er bekommt keine Unterstützung. Das Deutsche Reich weiß von nichts, hat mit dieser lächerlichen Aktion nichts zu tun. Mit einem Schlag ist wieder das alte Verhältnis hergestellt und die richtige Dimension erreicht. Vom Heroismus ist nichts mehr geblieben, es ist ein dilettantischer Handstreich mit verkleideten Unteroffizieren gewesen! Der vorgesehene Führer war gar nicht dabei; alles irgendwo in Hinterstübchen ausgebrütet und noch dazu das Deutsche Reich in Misskredit gebracht! Das wird er, der deutsche Botschafter, unter allen Umständen verhüten.

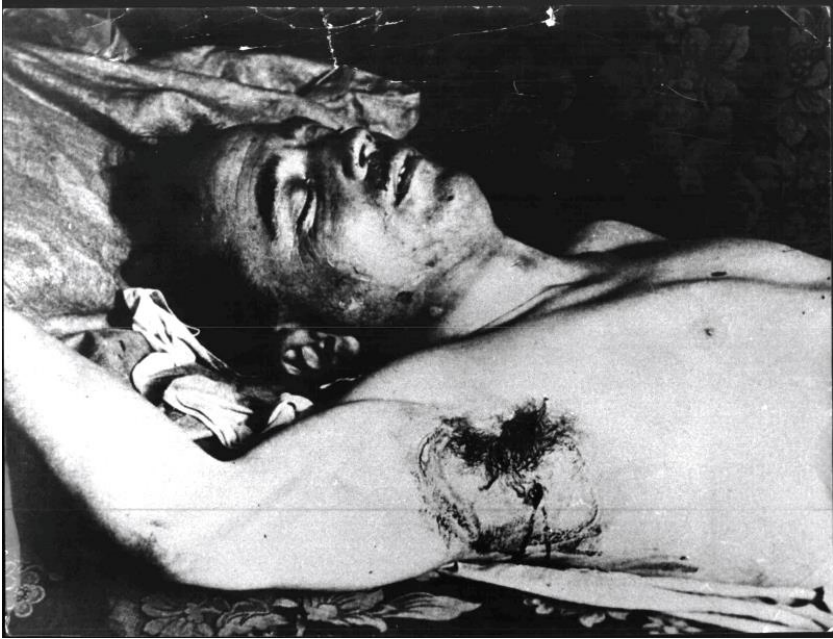
Holzweber hat nichts erreicht, das Deutsche Reich wird gar nichts garantieren. Neustädter-Stürmer, der die ganze Zeit den deutschen Botschafter begleitet hat, gibt ihm ein wenig Belehrung in Geschichte. Er erläutert ihm, dass beim Februarputsch der Sozialisten der Gesandte der Sowjetunion nicht um Vermittlung gebeten worden sei, der deutsche Botschafter aber eben schon.

Rintelen wurde von Minister Schuschnigg zu einer dringenden Verhandlung ins Regierungsgebäude am Stubenring gebeten, wo noch immer der Ministerrat tagte. Weydenhammer und Wächter rieten dringend ab, dorthin zu gehen und als der Chefredakteur der konservativen „Reichspost“, Friedrich Funder, erschien, um Rintelen abzuholen, versteckten sich Weydenhammer und Wächter hinter dem roten Vorhang einer Besenkammer im Gang des

„Imperial“ und verschwanden schleunigst, nachdem Rintelen und Funder aufgebrochen waren.

Die Verhandlungen mit den Kanzleramtsbesetzern haben sich in die Länge gezogen. Immer wieder hat Fey in deren Namen die Bedingungen überbracht. Inzwischen hat man die Truppen sogar ein Stück zurückgezogen. Nach einem Sturmangriff auf das Haus sieht es keinesfalls mehr aus. Man hat ihre Bedingungen angenommen; sie erhalten freies Geleit bis zur deutschen Grenze und sie werden nicht von der Polizei, sondern von Militär eskortiert. Man wird sie auch nicht nach ihren Namen fragen und keine Personalien aufnehmen. Die Gewehre werden sie abgeben müssen, aber die Faustfeuerwaffen wollen sie zu ihrem persönlichen Schutz behalten. Ihr Verhandlungspartner draußen war die ganze Zeit der Heimwehrführer Neustädter-Stürmer gewesen; er hat sogar sein Offiziersehrenwort gegeben, dass die Vereinbarungen eingehalten werden; immer noch unter der Voraussetzung, dass es keine Toten gegeben hat.

Als erste lässt man Fey und Karwinsky heraus; Fey sagt den Leuten, dass Dollfuß verschieden ist, aber man scheint es ohnehin schon zu wissen. Justizminister Schuschnigg ist vom Regierungsgebäude am Ring hier hergekommen. Es geht auf 19 Uhr und er ist jetzt der höchst-anwesende Repräsentant der österreichischen Regierung. Er stellt fest, dass der Tod des Kanzlers eine völlig neue Situation geschaffen hat.



LKW fahren vor und die Leute steigen ein; die SS-Männer sind voller Erwartung: es geht nach Deutschland! Sie werden frei sein und aus Deutschland werden sie wieder – vielleicht bald schon – siegreich zurückkehren! Aber vorerst sind sie einmal heraus aus der Falle. Doch das vorgesehene Geleit ist überaus stark, das kann doch nicht stimmen! Da ist auch noch eine Menge Polizei und Heimwehr neben den Soldaten und dann geht es wie mit einem Schlag. Die Wagen halten mit einem Ruck, dass sie alle übereinander fallen und dann wird gerufen:

„Aussteigen, Waffen abliefern!“

Holzweber durchschießt es heiß. Das hätte man sich denken können! Sie haben zu früh aufgegeben. Jetzt ist es aus. Wie hat man aber auch auf diese Leute hereinfallen können?

Er und andere protestieren laut:

„Wir haben freies Geleit!“

Aber die Polizisten haben jetzt das Sagen, Bundesheer und Heimwehr sichern nur.

„Der Spaß ist aus! Dort hinüber!“

Sie drängen sie zu den Polizeiautos und zwingen sie einzusteigen. Die SS-Leute sind wie gelähmt, sie leisten nicht den geringsten Widerstand; sie sind zu müde, zu überrascht, führerlos. Man weist auf das Ehrenwort hin, das man ihnen gegeben hätte, aber die Polizeimänner lassen sich auf keine Diskussionen ein. Das ist nicht ihre Art; sie sind es gewohnt, eindeutige Befehle zu erhalten und das ist so einer. Er heißt: Eskortieren in die Polizeikaserne in der Marokkanergasse! Das wird ausgeführt. Sie bringen 148 Mann ein; sie werden in die Turnhalle geführt und es wird ihnen befohlen, sich niederzulegen.

Erst jetzt erhalten sie Antworten wenn auch nur mit bescheidenem Inhalt.

„Wir haben Euch kein Ehrenwort gegeben und nichts versprochen“

„Haut's Euch hin, macht Schluss, gebt Ruhe!“

Nach außen hin ist sehr bald Ruhe in dem stickigen Saal. Es ist viel ärger als in der Klosterneuburger Badehütte, sagen sich Holzweber und Planetta, denn man darf kein Fenster öffnen. Es hat sich alles in einem seltsamen Kreis bewegt; am frühen Morgen die Hütte, dann der Turnsaal in der Siebensterngasse, darauf das Kanzleramt mit seinen

goldverzierten Wänden und Decken, mit den Spiegeln und Gemälden und jetzt hier diese finstere Turnhalle.



Rintelen hat sich dem Ministerrat stellen müssen. Man hat ihn wie den letzten Dreck behandelt, aber er war immer noch österreichischer Gesandter in Rom; noch war er nicht abgesetzt! Doch an solche Formalitäten hielten sich die anwesenden Herrn Minister und Staatssekretäre nicht. Fey, Karwinsky und Starhemberg sah er nicht; der war gerade in

Italien. Am erregtesten und ärgsten hat ihn der Handelsminister Stockinger attackiert; dieser ehemalige Kohlenhändler!

„Dein krankhafter Ehrgeiz ist an allem schuld! Du bist nur mit den Nazis gegangen, weil Du bei den Wahlen durchgefallen bist...

Dieses Mal wirst Du wegen Landesverrats zur Verantwortung gezogen werden!“

Dann hat man ihn in diese kleine Kanzlei geschoben und eine Wache vor die Tür gestellt. Rintelen lässt alles Revue passieren. Es war verrückt gewesen, sich mit solchen Leuten einzulassen, die ihr Handwerk nicht verstehen und einerseits wie kopflose Hühner herumlaufen und anderseits im Wirtshaus auf die Vollzugsmeldung warten. Man hätte an diesem 25. Juli nicht mehr losmarschieren dürfen; ja, am 24. wäre alles gut gelaufen, dann wäre die Überraschung gelungen, es hätte ganz andere Voraussetzungen gegeben; aber diese Verschiebung! er hat ausdrücklich abgeraten. Er wird eine große Rechtfertigungsschrift abfassen; er wird nachweisen, dass auch andere Herren in der Regierung mit den Nationalsozialisten packeln! Fey, Starhemberg und Dollfuß auch! Ja, auch er!

Er schreibt immer noch. Inzwischen ist es ein Uhr morgens geworden; der erste Tag nach dem Putsch ist angebrochen. Man sagt ihm, dass ihn zwei Herren zu sprechen wünschten. Er bittet, die Herren zu warten, schließt sein Heft und zieht schnell seine Pistole hervor; er schießt sich in den Kopf.

Was waren das für Sicherheitsvorkehrungen gewesen? Kein Mensch hat ihn durchsucht, weder im „Imperial“ noch hier im Regierungsgebäude. Er hätte im Ministerrat plötzlich seine Pistole ziehen und alle bedrohen können, er hätte sich den Weg freischießen können; von den Anwesenden hätte nur General Zehner eine Pistole gehabt und diese hat er ganz vorschriftsmäßig sicher verwahrt und abgelegt. Doch es hat ja niemand aufgepasst. Alle waren sie an diesem Tag so unvorsichtig und schlampig gewesen! Ausgerechnet dieser Urzivilist Funder hat ihn hierhergebracht, der keiner Fliege etwas zuleide tun kann, aber mit der Feder äußerst gefährlich sein kann. Er war wie ein Vermittler aufgetreten.

Rintelen stirbt nicht; man bringt ihn ins Krankenhaus und pflegt ihn für die Gerichtsverhandlung. Er erhält lebenslänglich und wird nach dem Einmarsch der Deutschen im März 1938 freigelassen; aber er spielt im neuen System nicht mehr die geringste Rolle und das auch nicht wegen seiner schwer angegriffenen Gesundheit. Er war ohnehin von Anfang an nur eine Schachfigur gewesen.

Planetta kann kaum schlafen; um ihn herum rauntes; vielleicht kommt man ja doch hinaus, wenn sich derjenige meldet, der den Dollfuß erschossen hat. Sie haben doch alle nichts damit zu tun.

Es war, als hätte der Polizeivizepräsident Skubl ihre Gedanken gehört, denn als er um 3 Uhr morgens in den Turnsaal kommt und die Leute wecken und antreten lässt, lautet sein erster Befehl:

„Derjenige, der die Schüsse auf den Herrn Bundeskanzler abgegeben hat, soll vortreten!“

Niemand rührt sich. Skubl ist unbelastet, der Polizeipräsident Steinhäusel gilt als nicht mehr zuverlässig.

Seine Rede ist voll Verachtung und Hohn. Er will sie bei ihrer Ehre packen und appelliert an ihre nationalsozialistische Gesinnung des Muts und der Offenheit. Dann ironisiert er sich selbst ein wenig und meint, man solle doch diesen Alten nur quatschen lassen, er hat im Grunde nichts zu sagen, denn sie sind ja immer noch der Überzeugung, dass man sie an die deutsche Grenze bringen wird. Er schlägt ihnen ihre Argumente des gebrochenen Versprechens geschickt aus der Hand. Ein Offiziersehrenwort gilt nur unter Offizieren, keineswegs aber für falsche Offiziere, die sich bloß verkleidet haben und entlassene Unteroffiziere des Bundesheeres sind. Ehrenmänner geben sich nicht für das aus, was sie nicht sind. Es war aber auch die klare Bedingung dabei, dass es keine Toten gegeben hat.

Holzweber kann nicht mehr an sich halten; er tritt aus der Reihe und meldet, der Tod des Bundeskanzlers müsste schon der Regierung bekannt gewesen sein, denn er sei neben Fey gestanden, als dieser mit dem Ministerrat telefoniert hat.

Skubl übergeht das schnell und sagt, man habe nur gewusst, dass der Bundeskanzler angeschossen worden sei und er setzt gleich nach, dass man den Kanzler ganz ohne ärztliche Hilfe und geistlichen Beistand habe sterben lassen. Wenn man so etwas hinnehme, müsste man sich auf der ganzen Welt als feig und charakterlos hinstellen lassen.

Darauf sagt Holzweber nichts mehr und Skubl stellt noch einmal die Forderung, dass sich der Mörder melden solle. Das Stärkste hält er bis zuletzt zurück. Er wird am Vormittag wiederkommen und wenn sich der Mörder bis dahin nicht meldet, wird man die Leute abzählen und jeden zehnten Mann erschießen. Es ergehe ihnen aber immer noch besser als in Deutschland, wo man mit der SA ganz anders umgesprungen sei.

Dann geht er.

Der Druck wird riesengroß. Man wird sie dezimieren. Die Männer zweifeln keinen Augenblick, dass das auch durchgeführt wird. Skubl ist ein härterer Mann als viele andere. Dass es so etwas unter normalen Rechtsverhältnissen in einem Staat nicht geben kann, wissen sie schon, aber gilt nicht längst schon das Standrecht?

Planetta soll sich doch melden; das wäre echte Kameradschaft. Natürlich wollen sie ihn decken, so lange es geht, aber er solle doch Manns genug sein, es auf sich zu nehmen. Die guten Ratschläge prasseln nur so über ihn her. Natürlich war es unabsichtlich, vielleicht hat sich der Schuss von selbst gelöst, da kann er doch gar nichts dafür. Einige ganz Schlaue meinen, Planetta solle sagen, er habe einen „Doppler“ gehabt; das heißt, es hätten sich zwei Schüsse gelöst; sie kennen das von früher, das wäre ein bekanntes Leiden der Steyr – Pistole M 12 gewesen. man drückt nur einmal, vielleicht auch nur versehentlich, und dann schießt das verdammte Ding gleich zweimal. Sie könnten das sogar beschwören, dass es so etwas gegeben hätte, ja wirklich! Es könnte ihm gar nicht viel passieren, wenn er das so sagt. Es war eben ein Unfall. Und Deutschland wird ihn nicht im Stich lassen! Für einen Unfall gibt es bloß ein paar Jahre.

Planetta macht bis zum Vormittag die Hölle durch. Er weiß, dass er sich nicht so leicht herausreden kann. Den Unfall wird man gerade ihm, dem erfahrenen Weltkriegssoldaten, nicht abnehmen. Aber er kann sich selbst nicht erklären, wie das so schnell geschehen konnte.

Planetta meldet sich bei Skubl und ersucht um ein Vieraugengespräch. Gleich nach seinem Geständnis beginnt er mit seiner Verteidigung, wie man es ihm geraten hat. Er hat den Herrn Bundeskanzler ganz bestimmt nicht töten wollen, er hatte bloß die Absicht, ihn zu erschrecken, an der Flucht zu hindern, er ist ihm in die Schüsse hineingerannt, doch Skubl geht darauf nicht ein; das ist nicht mehr seine Sache. Planetta fragt, ob er seinen Kameraden sagen kann, dass sie freigegeben werden, nachdem er alles gestanden hat. Aber Skubl entgegnet, vom Freigehen der anderen habe er nichts gesagt; er habe bloß versprochen, dass sie nach der Meldung des Todesschützen nicht dezimiert würden. Man solle gefälligst nicht mehr in die Aussagen hineininterpretieren; man solle genauer zuhören, dann wäre wahrscheinlich die irrige Meinung mit dem freien Geleit nicht entstanden. Man muss die Leute selbstverständlich befragen, woher die Waffen und die Autos gewesen wären, wer den Oberbefehl gehabt hätte, eben alles, was eine ordentliche Polizei in einer solchen Affäre zu erheben hat. Scheinbar so nebenbei fragt er noch, ob Holzweber auch geschossen hätte, aber Planetta verneint.

Schon nach kurzer Zeit holt man ihn und Holzweber aus dem Turnsaal. Von den 148 Mann der SS-Standarte 89 waren 106 ehemalige Bundesheersoldaten gewesen und nur ein einziger aktiver, ferner 10 aktive Polizisten sowie 31 illegale Jugendliche.



Allein in Klosterneuburg verhaftete man nach dem 25. Juli 300 NS- Verdächtige. Das war viel für eine Stadt und für eine bürgerliche Bevölkerung, doch es waren keine wirklich großen Fische dabei. Eine Menge Leute hatte man längst in die Kategorie der Verdächtigen eingereiht; liefen sie doch vor der Verbotszeit in SA-Uniformen herum oder hatten deutlich sichtbar NS-Abzeichen getragen. Manche hatte man bloß denunziert, von anderen wusste man, dass sie in einem NS-Sportverein mitgemacht hatten. Als kurios zeigte sich, dass oft nur der eine Ehepartner, meistens die Frau, illegales Mitglied war, während der Mann sich als regierungstreu oder neutral gab. Doch warum sollte man nicht vorausschauend sein?

Ein Schatten fiel auf die alte Babenbergerstadt.

Oberstleutnant Sinzinger, der noch bei der Besprechung in der Au große Pläne gemacht und viele Hoffnungen geweckt hatte, war am Mittag des 25. Juli stumm und vor allem inaktiv geblieben; seine Voraussagen hatten sich nicht nur nicht erfüllt, sondern waren durch die Bestimmtheit, mit der er sie vorgetragen hatte, dem ganzen Unternehmen höchst schädlich gewesen. Er musste wohl geträumt haben, dass das Bundesheer sich so schnell auf die Seite der Putschisten ziehen lassen würde und dass es so einfach sein würde, die Befehlshierarchie umzufunktionieren und dass vor allem bei weitem nicht so viele Männer der nationalsozialistischen Bewegung sympathisierend gegenüberstanden. Er hat sich bedeckt gehalten und es geschah ihm nichts; niemand verriet bei den Gerichtsverhandlungen

seinen Namen. Man versetzte ihn später zum Kommando der vierten Division nach Linz und von dort meldete er alles, was für die Deutschen wichtig sein musste, an Kontaktpersonen im Reich.

Auch über die Besprechungen im Strandbad gelangte nichts in die Verhör- und Gerichtsprotokolle; weder Holzweber und Planetta noch Domes erwähnten etwas davon. Planetta sagte sogar ausdrücklich, er habe sich in den Nächten vor dem Anschlag in einer Absteige in Wien aufgehalten. Im Kampf um sein Leben wäre das aber auch nur ein unwesentliches Detail gewesen, den Kameraden und anderen half es aber doch.

Er verteidigte sich mit der Notwehrversion, sprach von der schlechten Sicht in einem abgedunkelten Raum, gab nur einen Schuss zu und brachte das Argument des „Doppelns“ der Pistole, wie man es noch im Turnsaal der Marokkanerkaserne besprochen hatte, vor; doch die Sachverständigen zerpflückten gerade diesen Umstand wie nichts, denn sie wiesen einwandfrei nach, dass die im Gebrauch stehenden Steyr – Pistolen diesen Mangel längst nicht mehr hätten. Es wurde niemals geklärt, wieso der Bundeskanzler zweimal getroffen worden war. Wahrscheinlich hatte Planetta doch zweimal abgedrückt und das nahm das Gericht auch an. Wer sollte ihn sonst noch angeschossen haben, wenn ein Doppelschuss ausgeschlossen werden musste?

Nicht ganz eine Woche nach dem Anschlag auf das Bundeskanzleramt sprach das Militärgericht die ersten beiden Todesurteile gegen Franz Holzweber und Otto Planetta aus: Tod durch den Strang. Die Verhandlung endete am 31. Juli um 13 Uhr 35 im Landesgericht Wien I; das Gericht verfügte, dass Holzweber als erster hingerichtet werden sollte.

Die Sonne stand am späten Nachmittag des 31. Juli noch hoch am Himmel und leuchtete in den Galgenhof hinein; die beiden Würgegalgen standen bereit. Pastor Zimmermann begleitete Franz Holzweber auf seinem letzten Weg. Um 16 Uhr 30 zog ihn der Henker hoch und die Gehilfen hielten die Beine fest; er starb schnell. Mit dem katholischen Gefängnisseelsorger im Landesgericht hatte es Probleme gegeben; unmittelbar am Tag des Attentats hatte Monsignore Supp einen Nervenzusammenbruch erlitten und man musste sehr rasch einen neuen Geistlichen ernennen. Rektor Köck erhielt dieses Amt; er sollte den Katholiken Otto Planetta seelsorglich betreuen und zur Hinrichtung führen. Er nahm die Henkersmahlzeit nicht an und blieb nüchtern, um noch die Kommunion zu empfangen. Planetta klagte nicht und kämpfte auch nicht um sein Leben, aber er blieb bis zuletzt dabei, dass er nur in der Aufregung geschossen und niemals die Absicht gehabt hatte, den Bundeskanzler zu töten; er wäre ihm in den Schuss gelaufen. Köck hörte sich das alles ruhig an und versprach ihm, es so weiter zu sagen. Das Gericht hatte bewusst die strengere Strafe für Planetta ausgesprochen, denn er musste die Leiche des noch nicht vom Galgen abgenommenen Holzweber sehen; er zuckte zusammen, fasste sich aber wieder und machte die wenigen Schritte zu dem für ihn bestimmten Galgen hin. Köck hatte geglaubt, Planetta wäre durch den würdigen Empfang der

Sakramente ein anderer Mensch geworden und es traf ihn sehr, als Planetta laut rufend in den Hitlergruß ausbrach.

Köck begleitete am 18. August 1934 den ebenfalls zum Tode verurteilten Johann Domes zur Hinrichtung. In den letzten Gesprächen hatte der Anführer des Überfalls auf die RAVAG immer wieder betont, er habe niemals einen Gegensatz oder Widerspruch zwischen Nationalsozialismus und Katholizismus gesehen; er habe geglaubt, das Gute in beidem zusammenzuführen. Es ist ungeklärt geblieben, ob ihm Köck widersprochen hat. Wie Planetta empfing auch er gefasst die Sakramente; es war 19 Uhr 30 – Domes war der einzige, der an diesem Tag gehenkt wurde – *er starb, ohne dass ihm der Hitlergruß über die Lippen kam.*

Der Sommer wurde noch sehr heiß; man nahm bald den Betrieb im Rudersportverein wieder auf.

Anmerkungen:

Literatur:

„Die Akten der historischen Kommission Reichsführer SS“, hrsg. von Ludwig Jedlicka. Möglicherweise vom tschechoslowakischen Geheimdienst um 1967/68 „bearbeitet“, „verfremdet“ bzw. „manipuliert“, aber höchstwahrscheinlich nicht in den Details, und nur diese sind hier relevant.

Bruno Brehm, „Der Böhmisches Gefreite“ Graz, Wien, Köln 1960

Helmut Andics, „50 Jahre unseres Lebens. Österreichs Schicksal seit 1918“, Wien – München – Zürich 1956

1918 – 1968 Die Streitkräfte der Republik Österreich. Hrsg. Vom Heeresgeschichtlichen Museum / Militärwissenschaftliches Institut, Wien 1968

Katholische Militärseelsorge im Wiener Landesgericht und die Todeskandidaten aus den Februar- und Juli ereignissen 1934 (Authentischer Bericht: Wie sie wirklich starben, Hg. Franz Loidl. Mitteilungen der Militärseelsorge Österreichs Heft 2, 1977

Hinweise, Erzählungen etc.:

Alois Hradil und Heribert A. Ziegler, Elisabeth v. Mörl geb. Domanig.

Zur Geschichte der Deutschmeister stammt vieles aus den Erzählungen eines Regimentsangehörigen, Oberst in Ruhe Anton Wagner, mit dem ich einige Zeit lang in dienstlicher Beziehung stand, aber auch von vielen anderen Bundesheerangehörigen aus jener Zeit. Selbstverständlich gibt es jede Menge von Publikationen und Erinnerungen über das Bundesheer der Ersten Republik. Mein persönlicher Eindruck war, dass diese Berufssoldaten – eine Wehrpflicht gab es in Österreich erst 1936 wieder und als das Ganze erst anzulaufen begonnen hatte, kam der Anschluss 1938 und die Übernahme in die Deutsche Wehrmacht – in einer sehr kleinen Truppe einen engen Zusammenhalt

besaßen. Wer dazu gehörte, zählte etwas und dieses Zusammengehörigkeitsgefühl, fast wie ein „Orden“, wurde auch über die deutsche Zeit bis 1945 und auch nachher bewahrt und gezeigt, und diese Zusammengehörigkeit umfasste Unteroffiziere und Offiziere in gleicher Weise. Das war das Erstaunliche. Bei der Erbitterung von Holzweber, Planetta, Domes und so vieler anderer, die aus dem Bundesheer wegen ihrer NS-Gesinnung entlassen worden waren, ging es nicht nur um den finanziellen Verlust und die Sicherheit der Stellung, sondern auch um das soldatische Ehrgefühl. Das ist die militärische Basis des Aufstandes und nicht umsonst nannte sich die SS-Standarte 89 „Militärstandarte“.

Klosterneuburg wurde in dieser Erzählung bewusst in den Vordergrund geschoben, und die Besprechungen im Strandbad sind absolut authentisch; in der Diktion der siebziger Jahre würde man dafür die Bezeichnung „konspiratives Treffen“ gebraucht haben.

Das Konzept des Juliaufstandes 1934 unterschied sich grundlegend von den Februarkämpfen des gleichen Jahres. Der Schutzbund stellte eine von ehemaligen Weltkriegsoffizieren geführte Parteiarmee dar, wobei auch die meisten einfachen Schutzbündler Kriegserfahrung besaßen und sich durch Übungen an Wochenenden weiterbildeten. Die Vorgangsweise war auf langfristig angelegt: Kontrolle der wichtigsten Ein- und Ausfahrtrouten nach und von Wien (Straßen, Donau, vor allem aber Eisenbahnlinien) durch Gemeindebauten, die als eine Art moderner Festungen dienten, was auch heute noch deutlich beim Karl Marx-Hof mit seinen MG-Türmen und Beobachtungsscharten zu sehen ist. Auf taktischer Ebene wollten die Schutzbundleute von den außerhalb des Gürtels gelegenen Bezirken, die überwiegend „rot“ waren, auf die Innenstadt konzentrisch vorgehen und auf dem Wege dahin die Wachzimmer der Polizei der Reihe nach ausschalten. Die Kräfte hätten sich dann auf dem Heldenplatz gesammelt und das Regierungsviertel lahmgelegt. Es kam bekanntlich nicht dazu und die Kräfte der Regierung, Bundesheer, Exekutive und Heimwehr

griffen die Gemeindebauten zuerst an und die Schutzbündler mussten sich dann darin verteidigen. Eine ausführliche Begründung über das Scheitern dieses Aufstands soll aber hier nicht gegeben werden.

Ganz anders und eher überstürzt – improvisiert trotz aller Vorbesprechungen sehen die NS-Planungen aus: eine starke Kompanie besetzt das Kanzleramt und das Rundfunkgebäude; die Regierung wird abgesetzt, ein neuer Bundeskanzler ernannt und schon ist die Machtübernahme perfekt. (Bestimmte Ähnlichkeiten vom handstreichartigen Vorgehen Adolf Hitlers und seiner Mitstreiter wie beim Münchner Bürgerbräukeller im November 1923 sind nicht von der Hand zu weisen.) Sollte das aber nicht laufen, würde auch in den Bundesländern der Aufstand organisiert. Die NS-Truppen sind zahlenmäßig schwächer als der Schutzbund, aber in den Hinterköpfen steckt der Gedanke an das Großdeutsche Reich und seine Hilfe. Das zeigt sich auch später in dem dilettantischen Versuch der bereits im Kanzleramt eingeschlossenen Putschisten, den Gesandten des Deutschen Reichs um „Vermittlung“ zu bitten. Hinter den Schutzbündlern war keine Großmacht gestanden. Merkwürdig mutet auch die Rolle einzelner aktiver Heeresangehöriger an. Ihre Unterstützung erschöpft sich im Zurverfügungstellen von Fahrzeugen und im Benützen eines militärischen Gebäudes und beides kommt nicht zustande. Da ist das großartige Versprechen des Generalstabsoffiziers Sinzinger, dass man hinter der Aktion stehen werde und dann kommt absolut nichts heraus. Von einer Einbindung in die Planung hört man nichts, außer dem Anerbieten ggf. zur „Verfügung zu stehen“. Da klaffen Angebot und Wollen bzw. die Möglichkeiten weit auseinander. Möglicherweise hätte eine exakte und militärisch durchdachte Aktion ein anderes Resultat gebracht, doch auch ein Erzähler sollte sich nicht auf das Feld der Spekulationen begeben. Tatsache war, dass keiner der Herren vom Bundesheer in Verdacht geriet und alles bis zum März 1938 weiterlaufen konnte.

Die Ausführung der im Prinzip schlechten Planungen bleibt hinsichtlich der Qualität nicht zurück. Allein die Verschiebung um

einen Tag und die Unmöglichkeit, Heeresfahrzeuge zu bekommen und sich im Gebäude des Platzkommandos die Uniformen anzuziehen, die überhastete Abfahrt von der Bundesturnhalle, das „Vergessen“ der Munition, die Trennung des Leiters der Aktion von seinen Leuten – diese Kette von Fehlern, Versäumnissen und verschiedenen Zufälligkeiten haben es allein nicht ausgemacht, dass der Putschversuch kläglich endete. Die Ermordung von Kanzler Dollfuss ist bis heute nicht ganz geklärt, die unklare Rolle verschiedener handelnder Personen auf der Seite der Regierung ist es ebenfalls nicht. Diese Erzählung will auch gar nichts zur Klärung oder Lösung beitragen. Das konnte und wollte auch der Bericht der Historischen Kommission des Reichsführers SS nicht. Tatsache war, dass auch die Rolle der NS bei jenem Putsch keineswegs so glorreich und märtyrerhaft gewesen ist, dass man gegen die ehemalige österreichische Regierung keinen Hochverrats-/Schauprozess in die Wege leitete.

Die „Sommerverschwörung“ steht chronologisch, aber auch thematisch am Beginn des Klosterneuburger Zyklus; von hier aus führt der Weg innerhalb einer kurzen Zeitspanne in einen Untergang, der die Nicht-Schuldigen erfasst. Das ist eben auch eine Seite der Tragödie.

Nachwort

Die Geschichte ist gut erzählt, wobei mir die Klosterneuburger Konnexe nicht bekannt waren. Es gibt nur eine Unstimmigkeit: Dollfuß wurde von zwei Kugeln aus verschiedenen Waffen getötet. Die zweite Patrone hat ein gewisser Rudolf Prochaska abgefeuert, Luftwaffenmajor des Bundesheeres, illegales SA-Mitglied und Putschist. Prochaska war von General Rudolf Kiszling — von 1936 bis 1945 Leiter des Kriegsarchivs und Nazi-affin — für den Putsch angeworben worden, wobei Kiszling selbst immer unentdeckt im Hintergrund blieb. Prochaska wurde in den sehr schlampig geführten Ermittlungen nach dem Putsch erfolgreich gedeckt und blieb völlig unbehelligt. Er lebte noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg. Erst 2014 hat der Militärhistoriker Peter Broucek diese ihm von Kiszling Mitte der 1970er Jahre selbst noch mitgeteilte Information an Georg Markus weitergegeben, der sie dann auch veröffentlichte. Broucek hatte Kiszling versprechen müssen, diese Information nicht preiszugeben, solange Prochaska bzw. dessen Witwe noch lebten. Er hat sich daran gehalten.

Univ.-Prof. Dr. Ernst Bruckmüller

Dazu: Georg Markus, Der zweite Attentäter. Neues zum Dollfuß-Mord. In: *Apropos Gestern. Meine Geschichten hinter der Geschichte*, 2015, wieder in: Georg Markus, *Alles aus Neugier*, Wien (Amalthea) 2019, S. 256 - 260

<http://www.biographien.ac.at/oeb1?frame=yes>

Nachruf

Am 7. Juni 2019 ist Dr. Friedrich Fritz gestorben. Er hatte 1960 bis 1962 den Hauptkurs am Institut für Österreichische Geschichtsforschung besucht und gleichzeitig das Studium der Geschichte und Germanistik abgeschlossen. Für seinen weiteren Lebensweg war sein Eintritt in den Dienst der Heeresverwaltung am Heeresgeschichtlichen Museum entscheidend. 1998 wurde er in hoher Position im Bundesministerium für Landesverteidigung pensioniert.

Friedrich Fritz blieb lebenslang dem Institut für Österreichische Geschichtsforschung persönlich eng verbunden. In einer Mail vom 3. April 2019 mit dem Betreff „Re:IföG“ schrieb er: „Ich bekomme ja auch die Einladungen zu den Vorträgen am Institut für Geschichtsforschung und gerade dieser Vortrag hätte mich sehr interessiert ... Es ist ein Wunder, wenn man mit 88 Jahren noch Vorträge halten kann. Ich könnte es jedenfalls nicht.“ Durch eine schwere Operation beeinträchtigt, verfolgte Fritz in seinen letzten Jahren das wissenschaftliche Leben nicht mehr durch physische Präsenz. Aber er war stets höchst interessiert, konnte zu vielfältigen Fragen kompetent Stellung nehmen und verfasste bis zu seinem Tod geschichtswissenschaftliche Texte. Es war für ihn nicht von Bedeutung, ob diese Texte publiziert würden – es ging ihm bloß darum, seine einschlägigen Überlegungen zu formulieren.

In digitaler Fassung liegen viele seiner Texte vor. Sie betreffen die unterschiedlichsten Themen. Fritz schrieb als Mediävist wie als Zeitzeuge, als Kulturhistoriker wie als Alltagshistoriker, als Bearbeiter historischer Quellen ebenso wie als deren Interpret. Alle diese Texte sind so ausgefeilt, dass eine Edition nur wenig an Bearbeitung notwendig gehabt hätte.

Wer sich ein Bild von der inhaltlichen und stilistischen Eigenart der Aufsätze von Friedrich Fritz machen möchte, dem sei die Lektüre des Texts „Totengebein und Marschmusik. Zweimal Deutsch-Wagram“ empfohlen. Er wurde 2018 in der Wissenschaftsplattform „Austria Forum“ publiziert. Der Text wurde aus aktuellem Anlass in Anschluss an einen Ausgrabungsbericht über Funde bei Grabungsarbeiten für die Autobahn geschrieben und bezieht sich in gleicher Weise auf bioarchäologische Erkenntnisse wie auf traditionelle österreichische Militärmusik.

Einen besonderen thematischen Schwerpunkt nimmt unter den Texten von Friedrich Fritz die Geschichte seiner Heimatstadt Klosterneuburg und des dortigen Stiftes ein. Miterlebter Alltag des Jahres 1945 gehört hier genauso dazu wie die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem berühmten „Klosterneuburger Osterspiel“, einem der bedeutendsten und wichtigsten unter den geistlichen Spielen des Mittelalters. Dieses Jahrhunderte alte Kunstwerk Menschen von heute näher zu bringen, war Friedrich Fritz ein ganz besonderes Anliegen.

Friedrich Fritz hatte sicher alle Voraussetzungen für eine exzellente Laufbahn als wissenschaftlicher Forscher. Er wäre wohl auch ein sehr engagierter akademischer Lehrer geworden. Alle sozialen Voraussetzungen dafür brachte er

mit. Es ist anders gekommen. Eine Laufbahn an der Universität war ihm nicht beschieden. Wo, wie und durch wen Weichenstellungen in andere Richtungen erfolgten, lässt sich fast sechs Jahrzehnte danach heute nicht mehr rekonstruieren. Seine Kurskollegen – und viele Menschen über diesen Personenkreis hinaus – werden ihm jedenfalls ein ehrendes und freundschaftliches Andenken bewahren.

Univ.-Prof. Dr.Dr.hc. Michael Mitterauer



Friedrich Fritz

Sommerverschwörung

Die wahre Geschichte über den Juliputsch 1934

Der 2019 verstorbene Historiker Friedrich Fritz geht der Vorgeschichte des nationalsozialistischen Juliputsches 1934 mit Akribie nach. Seine Sprache erinnert an die großen Erzähler des 20. Jahrhunderts und lässt die dilettantische Durchführung des Putsches gleichsam vor den Augen des Lesers erstehen.

„Seine Schilderung der Ereignisse des Juli 1934 halte ich für eine absolut authentische Wiedergabe von Fakten, großteils gewonnen in persönlichen Gesprächen mit am Putsch Beteiligten“ (Michael Mitterauer).



In Kooperation mit
dem Austria-Forum

plattform
HISTORIA